



**Elisabeth Marnegg**

**MAN KANN RUHIG DARÜBER  
SCHREIBEN ...**

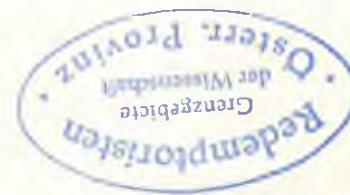
**Gotteserfahrungen heute**

**Herold**

ELISABETH MARNEGG

# MAN KANN RUHIG DARÜBER SCHREIBEN

Gotteserfahrungen heute



VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

MIT DRUCKERLAUBNIS  
DES ERZBISCHÖFLICHEN ORDINARIATES WIEN VOM  
29. APRIL 1964, ZAHL 2731/64

PHOTO DES EINBANDES  
GERT SCHLEGEL

ENTWURF DES EINBANDES  
PROF. ERNST PAAR

PNMY50



1988, 1998

(L 2339)

ALLE RECHTE VORBEHALTEN  
© 1964 BY HEROLD DRUCK- UND VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H.,  
WIEN VIII  
DRUCK: HEROLD, WIEN VIII

MEINEN GEPLAGTEN „BERGFÜHRERN“  
IN DANKBARKEIT!



876

## INHALT

---

DIE JOURNALISTEN GOTTES

Seite 9

---

WORUM GEHT ES?

Seite 29

---

EIN „UNGEWOLLTER“ WEG

Seite 40

---

UMFORMENDE LIEBE

Seite 65

---

„DIE DA DROBEN MACHEN LASSEN“

Seite 83

---

DÄMONISCHES

Seite 97

---

„AN IHREN FRÜCHTEN SOLLT IHR SIE ERKENNEN...“

Seite 110

---

JEDER AUF SEINE ART

Seite 123

---

DIE RICHTIGE UND DIE FALSCHER LEIDENS-LIEBE

Seite 136

„EIN TROPFEN HONIG“

Seite 155

---

INTERVIEW MIT TERESA VON AVILA

Seite 162

---

NACHWORT

Seite 196

---

ANMERKUNGEN

Seite 207

DIE JOURNALISTEN GOTTES

---

Darf ich Sie zu einem Journalistenausflug einladen? Sie wissen sicher, was das ist: irgendein Betrieb, die Kurverwaltung eines Badeortes, der Reklame machen will, oder auch eine politische Partei, mit einem Wort, jemand, der etwas bekanntmachen will, lädt Vertreter in- und ausländischer Zeitungen zu einer gemeinsamen Zusammenkunft, zu einem Ausflug oder einer Besichtigung ein.

So ein internationales Journalistentreffen ist interessant und psychologisch aufschlußreich. Es gibt unter den Vertretern internationaler Blätter im Großformat mit riesiger Auflagerhöhe ebenso interessante Menschen wie im Mitarbeiterstab irgendeines kleinen Winkelblättchens. Journalist sein ist kein Beruf, sondern eine Berufung. Nur wer mit Leib und Seele dabei ist, nur wem der Jagdinstinkt nach der interessanten Nachricht im Blut liegt wie dem Jagdhund das Stöbern, ist ein guter Journalist.

Jeder einzelne schreibt freilich im Stil seiner Zeitung, seiner Zeit und so, wie es seinem speziellen Leserpublikum entspricht, ganz abgesehen davon, daß jeder sein spezielles Temperament, seine individuelle Erziehung und seinen besonderen Blickpunkt hat, nach dem er ein Geschehen beurteilt. Dieser Blickpunkt kann natürlich von dem irgendeines Kollegen grundverschieden sein und kann sich im Lauf der Zeit wandeln.

Auch der Zeitungsstil hat sich ja im Lauf der letzten Jahrzehnte allein sehr verändert. Wer von uns könnte den schwülstigen Stil der Jahrhundertwende vertragen?

Aber warum rede ich überhaupt von Journalisten,

wenn wir uns doch mit Mystik beschäftigen wollen? Weil mir scheint, daß die Mystiker, sozusagen die „Journalisten“ Gottes, die Berichterstatter des Göttlichen, durch die Kollegen bei den Tageszeitungen sehr gut symbolisiert werden.

Mystiker und Journalist können ihrem Beruf — ihrer Berufung — nur entsprechen, wenn sie von Haus aus bestimmte Fähigkeiten besitzen, die ihnen ermöglichen, Erlebtes so zu beschreiben, daß andere es nachempfinden können.

Natürlich gab es viele Mystiker, die nicht berufen waren, was sie sahen und hörten, der Nachwelt schriftlich zu vermitteln; ich will hier aber in erster Linie von jenen sprechen, die ihre Erlebnisse aufzeichneten oder aufzeichnen ließen.

Visionen sind entweder „visuell“, das heißt, sie werden durch Sehstrahlen dem Körperauge mitgeteilt (und in diesem Fall hört man auch meist mit dem Körperohr); oder sie sind „imaginativ“, das heißt, sie werden ebenso deutlich gesehen und gehört, ohne jedoch über die Körpersinne zu laufen.

An sich sind diese Dinge ebenso natürlich — selbst wenn sie nur vom Betroffenen allein wahrgenommen werden — wie Schwingungen latent im Raum schwebender Musik oder Bilder, die erst Radio oder Fernsehapparat hörbar respektive sichtbar machen. So wie es stärkere und schwächere Empfangsgeräte gibt, gibt es Menschen, deren „Antennen“ stärker oder schwächer auf Ströme und Einflüsse reagieren als die anderer Zeitgenossen. Und diese Menschen sind weder heilig noch schizophren.

Ein Hund ist nicht verrückt, obwohl er mehr riecht als ein Mensch, eine Katze nicht, obwohl sie nachts sieht, ein Vogel nicht, obwohl er fliegt, und

ein Fisch nicht, obwohl er im Wasser atmen kann. Sie sind *anders* als der Mensch, aber in ihrem Anderssein vom selben Schöpfer geschaffen, geschaffen zu bestimmtem Zweck innerhalb der Seinsordnung. Dasselbe trifft für den Mystiker zu.

Ich werde es noch oft wiederholen müssen: Wer Visionen hat und innere Stimmen hört, ist weder religiös wahnsinnig noch ein Heiliger. Bekanntlich können Visionen respektive Halluzinationen durch gewisse Rauschgifte hervorgerufen werden; gerade in letzter Zeit machten Wissenschaftler interessante Selbstexperimente damit. Aber das hat mit dem katholischen Mystiker und seinem Erleben nichts gemein. Heiligkeit hat weder mit Ekstasen noch mit sonstigem mystischem Erleben entscheidend zu tun, sondern bedeutet einzig und allein Unterordnung unter den göttlichen Willen, indem der Mensch seinen freien Willen zu immer engerer Mitarbeit an die göttliche Gnade bindet.

Man kann ohne mystische Gnaden ein großer Heiliger werden und man kann mit mystischen Gnaden ein höchst unvollkommener Mensch sein. Denn der Wille bleibt frei zum Guten oder zum Bösen.

Oft gibt Gott Visionen und Einsprechungen, damit die Empfänger sie, ihren natürlichen Fähigkeiten nach, lebensvoll aufschreiben und in der Sprache ihrer Zeit, für ihr soziales Milieu, für die Menschen ihres Volkes weitergeben.

So wie der Berichterstatter der „London Times“ einen anderen Stil schreibt als der Reporter eines Boulevardblattes, weil sein Leserpublikum anderes verlangt und versteht, so wie der Zeitungsstil sich in jedem Jahrzehnt wandelt, so schrieben auch die Mystiker jedes Jahrhunderts anders als die vor oder

nach ihnen lebenden. Teresa von Avila, die 1515 in Spanien als Tochter eines reichen Adelshauses geboren wurde, schrieb anders als die kleine Therese von Lisieux, die 1873 als französisches Uhrmachers-töchterlein auf die Welt kam. Franz von Sales schrieb anders als Ignatius von Loyola, und einer Katharina Emmerich erging es wie so manchen Journalisten, deren Berichte in der Redaktion um-geschrieben werden, damit sie das Publikum stärker fesseln. Der Dichter Brentano paßte nämlich ihre Visionsberichte nach eigenem Ermessen dem Zeit-geschmack an.

Gar nicht wenigen „Journalisten Gottes“ erging es ähnlich. So wurden beispielsweise erst kürzlich die Visionsberichte der kleinen Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirous, in der wunderbar kindlichen Originalfassung veröffentlicht. Scheinbar hatten die Publizisten bislang den schlichten Stil nicht „fein“ genug gefunden und deshalb die Be-richte so lange verschönt und umgeschrieben, bis von der ursprünglichen Frische nichts übrig blieb.

Aber besteigen wir jetzt den wartenden Autobus, der uns mit allen Zeitungsleuten zu einem Groß-betrieb zur Besichtigung bringt.

Da sind wir schon! Fabrikanlagen — Montage-hallen — Geschäftshäuser — Laderampen — Park-plätze — eigene Verschubgarnituren — Helikopter — Wohnviertel der Arbeiter — ein riesenhaftes Werk, aufgebaut von einem einzigen Mann. Es ist ein Familienbetrieb. Außer dem Erbauer herrscht dessen einziger Sohn, unterstützt von seiner gütigen Mutter, über das Areal.

Man führt uns in das Hauptgebäude mit dem Zentralbüro des Chefs. Davor liegt ein Riesenraum

voll klappernder Schreibmaschinen, Fernschreiber und Telefone für interurbane oder Hausgespräche, wo eine Unzahl Sekretäre und Sekretärinnen ar-beiten, die abwechselnd zum Diktat gerufen wer-den. Sie haben die Wünsche des Chefs entgegenzu-nehmen und sie an die Betriebsmitglieder weiter-zugeben.

Jeder Sekretär bekam seine Stelle auf Grund rein natürlicher Fähigkeiten und nicht etwa aus Protek-tion. Ebenso steht jeder Arbeiter, Packer, Chemiker oder Feinmechaniker auf dem rechten Platz, den er seinen angeborenen und mit Fleiß ausgebildeten Fähigkeiten nach ausfüllt.

Jeder von ihnen ist im selben Maß nötig: der Sekretär ist nicht wichtiger als ein Austräger, ein Packer nicht wichtiger als der Chauffeur und dieser nicht wichtiger als der Feinmechaniker. Alle müssen zusammenarbeiten, damit der Betrieb klaglos funk-tioniert. Es wäre lächerlich, wollte einer den anderen beneiden.

Vielleicht beneiden manche die Sekretäre, weil diese in so enger Verbindung mit dem Chef stehen, und vergessen dabei, daß mit bestimmten Privile-gien auch größere Pflichten und eine große Verant-wortung verbunden sind. Denn diese Sekretäre müssen das Gehörte richtig aufnehmen, damit sie es richtig weitergeben können, und daher immer bei der Sache, immer wach und aufmerksam sein; sie dürfen keine eigenen Gedanken ins Diktat mischen, können nicht wie die anderen nach Büroschluß ein-fach heimgehen und sich die Arbeit aus dem Sinn schlagen, sondern haben Tag und Nacht Dienst, wie, wo, wann ihr Herr sie braucht.

Genügt mein Vergleich als Symbol für den mysti-schen Leib der Kirche?

Bekanntlich gebrauchte Paulus zum erstenmal den großartigen Vergleich zwischen mystischem Leib und Körper, die beide die Vielfalt an Gliedern und Organen in harmonischer Zusammenarbeit benötigen, wobei keines wichtiger als ein anderes ist.

Das Sekretariat im Großbetrieb versinnbildlicht die Mystiker, die Aufträge des gemeinsamen Chefs empfangen, sei es für sich persönlich, sei es, um sie an andere Betriebsmitglieder weiterzugeben. Das ist Gnade und Belastung zugleich. Denn immer, zu jeder Tages- und Nachtzeit, müssen sie disponibel sein, die Worte des Herrn aufzunehmen; im Kino oder im Schlaf, beim Vergnügen oder bei der Arbeit, jederzeit kann ein Anruf kommen, der allem anderen vorgeht.

Trotzdem sind sie *nicht wichtiger* als die anderen Angestellten. Ihre Arbeit ist weder besser noch schlechter an sich, nur *anders*.

Man sollte sie nicht beneiden, die Mystiker; ihr „Beruf“ — ob man sie nun mit Journalisten oder Sekretären etc. vergleicht — ist schwer, prüfungsreich und verantwortungsvoll. Teresa von Avila sagte, wer ahnt, wie schwer es Menschen haben, die von Gott auf sogenannten außerordentlichen Wegen geführt werden, der würde sich vor dem Wunsch nach solchen Gnaden wohl hüten!

Glücklicherweise ist es ein erbauliches Märchen für artige Kinder, daß Menschen, die von Gott zu seinem Dienst berufen wurden, die ihr „Ja“ zu dieser Berufung sagten, von diesem Augenblick an Helden waren und desto glücklicher, je mehr sie leiden „durften“. Davon ist im allgemeinen keine Rede, obwohl es natürlich auch das geben kann.

Normalerweise ist es ein langer, mühsamer und holpriger Weg, den es zurückzulegen gilt, bis das

liebe Ich soweit ist, daß es sich dem göttlichen Willen jederzeit und wortlos unterordnet.

Mir persönlich liegen Menschen am besten, die das Himmelreich, das heißt ihr eigenes Näherkommen zu Gott, mit Gewalt eroberten. Man lese nur gute Biographien über einen Heiligen wie Franz von Sales, der von Natur heftig und jähzornig war, sich aber nach und nach so überwinden lernte, daß er später als Muster an Sanftmut galt!

Wie konnten die alttestamentarischen Propheten, die doch echte Gottesmänner waren, aufbegehren gegen ihre Prüfungen! Man stellt das nicht genug heraus und zeigt in verlogenen, verkitschten Hagiographien Menschen, die in Verbindung mit Gott stehen, so, als wäre Mystik gleichbedeutend mit Heiligkeit, ja als wären Mystiker, die schließlich Heilige wurden, schon mit dem Heiligenschein in der Wiege gelegen.

Immer wieder wird die Frage gestellt, wie man Mystiker auf Anhieb von Menschen unterscheidet die an Halluzinationen leiden. Ich persönlich glaube nicht, daß das auf den ersten Blick möglich ist. Wie soll man wissen, ob eine Bernadette Soubirous von Lourdes eine wirkliche Gestalt sieht, eine wirkliche Stimme hört oder sich alles nur einbildet? Erfahrene Seelenführer sind überzeugt, daß es nur das einzig untrügliche Zeichen der Echtheit gibt, das Christus selbst uns gab: Disteln und Dornen tragen kein gutes Obst. Nur die Frucht zeigt, wie der Baum beschaffen ist. Es kommt also nicht darauf an, ob jemand behauptet, eine Stimme zu hören, eine Gestalt zu sehen, die dies und jenes tut, sondern nur darauf, was Einsprechungen und Visionen in der Seele des Betreffenden bewirken.

Nach Ansicht Henri Delacroix' — dessen Arbeit ebenso wie das Werk Poulains das Fundament dieser Ausführungen bildet, worüber ich im Nachwort noch ausführlicher sprechen werde — bleibt der religiös Wahnsinnige oder der Psychopath immer im engen Kreis seines Selbst gefangen, während der Mensch, den Gott beruft, pausenlos gezwungen wird, sein Ich erneut zu überspringen, eine Schale nach der anderen dieses kostbaren, zärtlich geliebten Ich zu zerbrechen, und sei es auch unter Seufzen und Jammern. Machen die Einsprechungen und Visionen ihn besser, gütiger, toleranter gegenüber den Mitmenschen, helfen sie ihm, Christi Gebot zu verwirklichen, das heißt sie so zu lieben, wie Christus sie liebte, wächst gleichzeitig auch die Gottesliebe in ihm, so ist anzunehmen, daß die Dinge vom „guten Geist“ stammen. Stammt alles aber aus dem Ich, aus der Einbildungskraft, oder wird es — wie es aus Geltungstrieb vorkommt — nur vorgegeben, so ist keine positive Wirkung wahrnehmbar. Der Mensch dreht sich weiter im Kreis seines Ich, er wird vielleicht — wenn er einer Selbsttäuschung unterlag — sich und der Umwelt eine kurze Zeit etwas vormachen können, aber er wird auf die Dauer nicht alles Schwere auf sich nehmen, das dem auferlegt wird, der den Ruf Christi hörte: „Du dort, verlasse alles, was du lieb hast, um meinetwillen und folge mir nach!“

Ich sagte es schon: Journalisten, Sekretäre großer Männer und Mystiker gehören nie mehr sich selbst und ihrer Familie. Sie haben auf Abruf bereit zu stehen, sie müssen alles stehen und liegen lassen, wenn ihr Chef sie braucht. Vielleicht ist das im Ordensleben leichter als in der Welt. Theologen sagten mir, es sei merkwürdig, daß mystische Gna-

den, die in vergangenen Jahrhunderten vor allem bei Ordenspersonen bekannt wurden, heute immer mehr von Menschen berichtet würden, die mitten im Alltagsleben stehen. Jedenfalls ist es für jemanden im Ordensstand leichter, für Gott „da“ zu sein, als für den gehetzten, überarbeiteten Menschen in der Welt. Denn wenn auch in vielen aktiven Orden die Mitglieder überlastet sind, so haben sie doch ihre Schweigezeit, ihr Gebet, die tägliche Messe — Zeiten, in denen sie horchen, sich sammeln und das Gehörte notieren können. Wir aber? Ich sagte es ja schon: Während eines spannenden Films, in einem Konzert, auf einem lustigen Ausflug, im Freundeskreis, im Zug, im Museum, am Ball oder beim Cocktail, mitten im Gespräch eines Diskussionsabends hört man den Anruf des Herrn. Die innere Stimme spricht dann oft so schnell, daß man händeringend ein seelisches Magnetophon herbeiwünscht, das alles Gehörte aufnimmt, weil man sicher ist, nicht die Hälfte behalten zu können. Dabei ist jeder Satz so schön, daß man ihn sich merken will, um ihn weitergeben zu können. Man hört Einsprechungen im Wachen, im Halbschlaf, im Tiefschlaf, die man — aufgeweckt — aufschreiben soll. Oder man wird plötzlich in fröhlicher Gesellschaft schweigsam; die anderen wundern sich darüber, verstehen den Grund nicht, fragen danach, aber man darf ja nichts erklären, sondern muß die erste Gelegenheit benützen, sich in einen stillen Winkel zurückzuziehen, um hastig in das stets griffbereite Notizbuch stenographische Aufzeichnungen des eben Erlebten zu machen.

Ich kenne einige, die ähnliches mitmachen. Es muß schwer für die Mitmenschen sein, zu begreifen, warum einer unseres Berufes plötzlich scheinbar so

unbegreiflich reagiert; warum er, der bisher so lustig war, schweigsam wird, aufsteht, etwas sagt, was unverständlich und daher verletzend wirkt, oder etwas nicht sagt, was man als Trostwort erwartet hätte... Warum? Ganz einfach, weil er einen inneren Auftrag bekam, das zu tun, jenes zu unterlassen, dem etwas zu sagen, dem anderen etwas zu verschweigen; ganz einfach, weil der Betreffende niemals mehr Herr seiner Zeit und Entschlüsse ist, sondern zu einer Art Schreibmaschine wurde, auf der die Hand seines Herrn tippt.

Eine Schreibmaschine aber darf keinen Eigenwillen haben, sondern muß passiv unter der schreibenden Hand sein. Würde sie selbst ihre Tastatur bewegen wollen, käme nur ein Durcheinander heraus.

Das heißt natürlich keinesfalls, daß der Mystiker sich effektiv seines freien Willens begibt — fast möchte ich sagen dürfen, daß das „leider“ nicht der Fall ist. Denn dieser freie Wille bleibt genauso frei, die Unliebe der Liebe, die Sünde der Nichtsünde, die Untugend der Tugend vorzuziehen, wie der irgendeines anderen Zeitgenossen.

Die Ausschaltung des Willens ist immer freiwillig, auch bei Einsprechungen, außer es handelt sich um die *Ekstase*, wo der Wille ganz in Gott gefangen ist.

Der „Journalist Gottes“ lebt unter ständigem Druck. Wohl sagte Christus selbst, daß man nicht zwei Herren gleichzeitig dienen könne, trotzdem wird das aber vom Mystiker verlangt, denn sein himmlischer „Chef“ beschäftigt ihn so zeitraubend, daß die irdische Standespflicht zu kurz kommen kann, insbesondere wenn man beispielsweise innere Worte festhalten soll, während gleichzeitig

die Haushaltsarbeit ruft, oder ähnliches. Wird dieses Hin- und Hergerissensein zwischen irdischen und himmlischen Pflichten zu arg, ist man versucht, einem Dienstgeber zu kündigen. Sei es, daß man Lust bekommt, ins Kloster zu gehen, sei es, daß man sich nur mehr auf die weltliche Standespflicht konzentrieren will, die man kaum darin sehen kann, anderen durch unverständliches Verhalten und geheimnisvolles Schreiben auf die Nerven zu gehen. Dann aber wird einem innerlich sofort die Parabel von den Talenten vorgehalten, daß von dem, dem viel gegeben wurde, auch viel gefordert werden darf. Wer eine kostspielige Berufsausbildung erhielt, muß im Beruf seinen Mann stellen; wen Gott besonders ausbildete zu seinem Dienst, darf nicht einfach kündigen, wenn es unbequem wird. Doch darüber schreibe ich noch im autobiographischen Nachwort.

In seinem Buch „Des Grâces d'Oraison“ gibt P. Poulain SJ.<sup>1</sup> eine hervorragende Zusammenfassung mystischen Geschehens aus dem Leben verschiedener „Journalisten“ aller Jahrhunderte und bringt zur Illustrierung seiner Thesen glänzende Vergleiche.

Im geistigen wie im materiellen Leben gibt es sogenannte Managertypen; es sind Menschen, die gar nicht genug aktiv sein können und die auch andere in diesen Strudel an Betriebsamkeit, der ihnen einzig sinnvoll erscheint, hineinreißen. Es gibt Apostel, die so hektisch in ihrem Apostolat sind, daß sie die notwendige Untermauerung, den Mörtel des Gebetes und der Stille, ganz vergessen. Es gibt Menschen, die so besessen von der Schönheit der Liturgie sind, daß für sie nur ein Choralamt oder eine

aus dem Missale mitgebetete Messe Sinn und Zweck hat, während große Beter, wie beispielsweise der verstorbene Bischof Gross von Leitmeritz — um nur einen aus der großen Schar Gleichdenkender zu nennen —, in ihren Werken nicht genug betonen können, daß eine still im Zwiegespräch mit Gott verbrachte Messe zumindest gleichen Sinn für den Herrn hat wie der Gottesdienst im Wechselgebet. Es gibt Managertypen unter Priestern und Seelenführern, die jedes Schweigen vor Gott Zeitvergeudung finden, für die jede Gebetszeit mit Rosenkranz, Lektüre oder Betrachtung ausgefüllt sein muß. Darauf antwortet Poulain, daß ein Kranker zur Erholung oft ins Gebirge geschickt wird, wo er ruhig und passiv in einem Liegestuhl liegt. Es sieht so aus, als wäre er ganz untätig, als täte er nichts zu seiner Heilung. Aber das trägt. Denn auch wenn er nichts tut, so wirken Sonne und Luft, durchdringen ihn, stimmen seinen Organismus um, so daß alle Abwehrkräfte gegen die Krankheit stimuliert werden. Ebenso ergehe es dem Menschen beim passiven Gebet: Selbst wenn er untätig ist, ist Gott gleichzeitig aktiv in ihm. So wie die Wirkung der Sonne zu merken ist, merkt man die Wirkung Gottes an dieser Seele, die umgestimmt, umgewandelt wird und deren Abwehrkräfte gegen alles Böse gestärkt werden.

Delacroix wiederum betont — wie übrigens auch der Philosoph Henri Bergson —, daß die Mystiker aller Jahrhunderte oft höchst aktive Menschen waren, die alle Zeichen seelischer Gesundheit aufwiesen, zu denen auch die leichte Kontaktfähigkeit und Kontaktfreudigkeit im Umgang mit Mitmenschen verschiedenster Schichten gehören, die dem geistig Kranken abgehen, der sich verkapselt.

Die Franzosen haben den guten Ausdruck „se replier sur soi même“, was wörtlich „sich in das eigene Ich zurückbiegen“ heißt. Ich finde es noch plastischer als „sich verkapseln“, denn eine Raupe verkapselt sich zwar, sprengt aber eines Tages doch den Kokon, um zum Schmetterling zu werden. Man verzeihe mir den Vergleich, er ist unappetitlich, aber treffend: der Hund ringelt sich in das eigene Ich zurück, wenn er sich selbst beschnüffelt. Genau das tut jedoch der Mensch, der als seelischer Hypochonder sich ständig mit dem eigenen Seelenheil befaßt, sich andauernd den Puls fühlt, ob der nicht beschleunigt oder zu langsam geht; der Mensch, der sich ständig mit dem kostbaren Ich beschäftigt, statt sich von der Ich-Schau zu befreien, um zur einzig wesentlichen Du-Schau zu kommen, die letztlich in Gott münden muß.

Natürlich sind viele asketische Richtungen und Geisteslehrer schuld an dieser Sachlage, und zwar immer dann, wenn sie der Askese den absoluten Primat zuerkennen. Sie und ihre Anhänger neigen zur Selbstbespiegelung, dazu, sich ständig zu prüfen, ob sie nur ja vom eigenen Ich, von allem Irdischen, von jeder Anhänglichkeit gelöst seien, ob sie nur ja Fortschritte machten; sie gehen gleichsam ständig mit einem spirituellen Schrittzähler spazieren, der ihre täglichen Schrittden am geistigen Weg aufzeichnet, eine ähnlich gräßliche Gewohnheit wie die zur Zeit der Kleinen Therese<sup>2</sup> in Frankreich so gebräulichen „Tugendrosenkränzlein“, an denen selbst kleine Kinder bei jedem Opferchen eine Perle zurückschieben durften, um am Tagesende die Beute der Vollkommenheit zu zählen. Therese vom Kinde Jesus hatte es bei dieser Erziehung gewiß nicht leicht, von sich selbst loszu-

kommen. Aber, obwohl das paradox erscheinen könnte: je mehr in ihr der Geist der Kindschaft wuchs, desto weniger „kindisch“ wurde sie. Schließlich gelangte sie — wohl noch unter dem Einfluß der stark salesianischen Spiritualität der in der Heimsuchung von Mans erzogenen älteren Schwestern, Marie und Pauline, die noch vor Therese in den Karmel von Lisieux eintraten — zur Überzeugung, die jener des heiligen Franz von Sales<sup>3</sup> parallel läuft, daß es nicht so schlimm sei, zu fallen, wenn man nur gleich wieder aufstehe und weiterlaufe. Franz von Sales meinte bekanntlich, nicht das Pferd, das nie stürze, sei das beste, sondern das Pferd, das nach jedem Fall aufspringe, um weiterzulaufen. Therese war der Ansicht, wenn man in den eigenen Augen nur recht klein bliebe, könne nicht viel geschehen, weil kleine Kinder nicht von hoch oben fallen und sich infolgedessen auch nicht weh tun. Daher würde es ihr nicht viel ausmachen, oft zu fallen. Natürlich will Therese damit nicht sagen, daß es ihr egal ist, zu sündigen, wohl aber, daß der Mensch das eigene Ich, den eigenen Fall nicht so bitter ernst nehmen soll! Sie sagt auch an anderer Stelle, hätte sie alle Sünden der Welt auf sich geladen, so wäre sie gewiß, daß diese im liebebeglühenden Herzen Christi verziehen würden wie ein Wassertropfen im Hochofen.

Ich habe hier Thereses Gedanken weder chronologisch noch wörtlich angeführt, sondern wollte nur andeuten, warum sie so vielen Menschen hilft. Denn während eine — möglicherweise falsch verstandene — Nachfolge mancher geistiger Lehrer, die den Hauptakzent auf die Askese legen, wie beispielsweise, um nur einen von ihnen zu nennen, ein Johannes vom Kreuz, immer mehr dazu führen

kann, sich mit dem eigenen Ich zu beschäftigen, zeigt die Kleine Therese, wie wenig wichtig das ist; wichtig hingegen ist Gott, die ewige Liebe und der Dienst an dieser Liebe, der am besten getan wird, wenn man Gott im Auge behält und nicht die eigene Vollkommenheit. Ein Kind fällt oft, auch wenn es nach etwas läuft, das es dem Vater bringen will. Es kann ein Glas Wasser holen wollen, damit stürzen und das Glas zerbrechen: nicht die Scherben sind wichtig, nicht der Sturz, nicht der materielle Verlust des Glases, sondern der ideelle Gewinn, die Handlung aus Liebe, die es durch seinen guten Willen, das Wasser zu holen, vollbrachte.

Man sollte sich selbst eben als einen Pfeil betrachten, der — von Gott benützt — dazu da ist, schnurgerade die Flugbahn zu fliegen. Der Pfeil hat sich nicht über sein Woher und Wohin zu befragen, sondern ganz einfach nur im Dienst dessen zu sein, der ihn gebraucht. Ein Pfeil, der sich mit dem Ich beschäftigt, sich in sich zurückbiegt, wird untauglich zum Dienst, er wird zum Angelhaken, der verletzt — am meisten das eigene Ich.

Poulain SJ. spricht in seinem Buch von krankhaften Zuständen im Gegensatz zur Ekstase<sup>4</sup>. Es gäbe wohl Ähnlichkeiten, der seelische Faktor aber sei grundlegend verschieden. Leider wären nun aber die meisten Ärzte, die sich mit Religionspsychologie befassen, Irrenärzte, „die sich gerne mit Mystik befassen, statt dieses Studiengebiet den Theologen zu überlassen. Sie sehen darin eben eine Ausweitung ihres Fachgebietes!“ Da sie beruflich mit Menschen zu tun haben, die unter Halluzinationen leiden, stellen sie alle, die sogenannte außerordentliche seelische Zustände kennen, auf dieselbe Stufe.

Man hat nun versucht — immer noch nach Poulain — Ekstase und hypnotische Zustände gleichzusetzen. Das alles ist aber Unsinn, wenn es auch gewisse äußere Analogieerscheinungen gibt. Der Hauptunterschied besteht im seelischen Vorgang; denn der Verstand wächst in der Ekstase ungeahnt, während bei Geisteskranken die Intelligenz zugunsten der Einbildungskraft zurücktritt. Ein Kranker spricht zwar während einer Krise, sagt aber nur banale Dinge.

Der Geisteskranke hat meistens keine folgerichtigen Gedanken. Seine häufig nur durchschnittliche Intelligenz wird ganz von der Einbildungskraft beherrscht. Nach Ansicht der Ärzte ist, beispielsweise bei Hysterie, eines der Hauptmerkmale der schwache Wille des Menschen, der ihn der suggestiven Kraft eines anderen ausliefert, so daß er sich sofort und gern dem stärkeren Willen unterordnet. Schließlich ist das sittliche Niveau so niedrig, daß man sich fragt, ob diese Neurotiker ein echtes Pflichtgefühl haben.

Heilige Ekstatiker aber zeigen drei genau entgegengesetzte Charakterzüge. Es sind 1. energische Menschen, die großangelegte und schwer durchführbare Pläne machen und verwirklichen wie z. B. Teresa von Avila<sup>5</sup> oder Ignatius von Loyola<sup>6</sup>. 2. ist ihr Wille so energiegeladen, daß sie gegen alle Schwierigkeiten ankämpfen, um ihre Pläne durchzusetzen; vor allem aber kämpfen sie gegen sich selbst. Die zähe Arbeit, die es sie kostete, sich bestimmte Tugenden anzueignen, erfüllt jeden mit Staunen. 3. haben alle ein sehr hohes sittliches Ideal. Sie wollen sich selbst vergessen, um an der Ehre Gottes, am geistigen und zeitlichen Wohl des Nächsten zu arbeiten. Sie weichen Ehrenbezeugungen

aus, während Hysteriker oft nur daran denken, vor einem kleinen Kreis eine gewisse Rolle zu spielen. Der Heilige ist kein Degenerierter, sondern ein Held, er ist, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, ein „Übermensch“.

Außerdem erinnern sich Neuropathen nur selten daran, was sie sagen, während Heilige nach der Ekstase sich genau an die Visionen erinnern. Soweit Poulain.

Wenn man überhaupt an einen persönlichen Gott glaubt, wenn man diesem Gott erlauben will, sich nach wie vor in seine Schöpfung und in das Leben seiner Geschöpfe einzumischen, so muß man annehmen, daß Ekstasen und Einsprechungen nicht sinnlos gegeben werden. Wer sie erhält, darf sie nicht als sein Eigentum betrachten, sondern als Besitz Gottes. Gott benützt den Betreffenden nur als Katalysator, als Umschaltposten, der seine Weisheit aufzunehmen und lautstark in menschlich vernehmbaren respektive lesbaren Worten weiterzugeben hat.

Gerade diese „gesamtkirchliche“ Verantwortung des einzelnen Gliedes hat Hans Urs von Balthasar in seinem Buch „Herrlichkeit“<sup>7</sup> — einer der schönsten und jüngsten Stellungnahmen zum Thema kirchlicher Mystik — hervorgehoben.

Ich möchte ein für allemal feststellen, daß ich hier weder polemisieren noch verabsolutieren noch in irgendeiner Weise intolerant sein will. Die einzige Intoleranz, die ich mir im Leben bewußt gestatte, ist Intoleranz gegenüber Intoleranten. Die hier vorgebrachten Ansichten sind meine persönlichen Ansichten respektive die von Menschen eines ähnlichen Weges. Es ist mir klar, daß von Gott

anders Geführte grundverschieden denken müssen. Ich versuche weitgehendst, zu vermeiden, persönliche Erfahrungen zu verallgemeinern. Sollte es anders aussehen, möchte ich betonen, daß es unabsichtlich ist.

Jeder Mensch sieht die Dinge zwangsläufig individuell und kann in Gefahr sein, zu glauben, alle anderen müßten sie ebenso sehen.

Ein Normalsichtiger sieht im Regenbogen Spektralfarben. Ein Farbenblinder sieht sie nicht. Es wird daher ganz müßig sein, ihm die Schönheit des Regenbogens preisen zu wollen! Ein Kollege meinte kürzlich, es wäre in den zwischenmenschlichen und zwischenstaatlichen Beziehungen um vieles besser bestellt, wenn die Menschen sich abgewöhnen könnten zu sagen: „Es ist kalt! Es ist warm!“ Und statt dessen nur bemerken: „Mir ist kalt! Mir ist warm!“ Denn jemandem, dem subjektiv heiß ist, kann jemand mit einem anderen Kreislaufsystem gegenüber sitzen, dem gleichzeitig kalt ist. (Würden sonst die Menschen in der Eisenbahn streiten, ob die Fenster offen oder geschlossen bleiben?)

Dieses Wort ist auf alle Belange des materiellen und spirituellen Lebens anwendbar. Wer apodiktisch seinen eigenen Weg, seine eigene Erfahrung auf dem Weg zu Gott für allgemeingültig erklärt, ist nicht nur überheblich, sondern wird auch vielen schaden, die ihn blind nachahmen wollen. Nichts ist so gesundheitsschädlich und gefährlich, als wenn man — sagen wir bei Herzschmerzen — ein Mittel nimmt, das jemand ganz anders Geartetem mit einem anderen Blutdruck und einer anderen Krankheit nützte; man selbst kann an dem falschen Mittel sterben, weil es nicht für das eigene Ich und dessen individuelle Art geschaffen ist.

Nichts ist für den geistigen Weg und für die religiöse Gesundheit so gefährlich, wie Heilige nachzuahmen und etwa zu glauben, weil ein Johannes vom Kreuz — in einem anderen Jahrhundert, aus einem anderen Volk, mit seinem speziellen Nervensystem und seinen besonderen Gnaden — behauptet, jeder müsse sich von jeder geschöpflichen Anhänglichkeit lösen, weil das Geschöpf nicht Gott sei und man Gott allein suchen müsse, um so den „Berg Karmel“, der die Vollkommenheit symbolisiert, zu ersteigen, sei das für jeden Menschen gottwohlgefällig. Das ist falsch wie jede Verallgemeinerung, denn für eine Ordensfrau gelten beispielsweise andere Bestimmungen als für eine Familienmutter.

Unstreitig gibt es geistige Familien bei Menschen, so wie es auch Pflanzen- oder Tierfamilien gibt, die eine natürliche Affinität haben, so daß sie unter ähnlichen Lebensbedingungen gedeihen. Trotzdem aber bleiben tiefgreifende Unterschiede auch zwischen einzelnen Individuen bestehen, denn es gleichen sich nicht einmal zwei Rosen völlig, geschweige denn zwei Menschen!

Es gibt sicherlich Menschen ähnlicher geistiger Konsistenz, für die ein und dieselbe Spiritualität gut sein kann, *kann*, nicht *muß*. Keinesfalls aber gilt eine bestimmte Apostolatsform oder ein bestimmter Weg eines Ordensgründers ausnahmslos für alle. Menschen haben nun einmal verschiedene Fuß- und daher Schuhgrößen, in leiblicher und geistiger Hinsicht.

Auch körperliche Veranlagung, Gesundheit oder Krankheit, spielen eine große Rolle, weil der Blickpunkt eines Magenkranken zwangsläufig anders ist als der eines Sportathleten. Liest man

Schriften gewisser Heiliger, so kann man nur annehmen, daß sie eben magenkrank waren; denn sie sind so moros, weltabgewandt und negativ in ihrer Einstellung zu aller Schönheit, wie es bei solchen Leuten oft vorkommt. Franz von Sales sagte zwar, „daß ein trauriger Heiliger ein trauriger Heiliger ist“, aber man kann Kranken schließlich keinen Vorwurf daraus machen, daß sie ein negatives Weltbild haben, weil sie daran schuldlos sind. Schuldig werden sie erst, wenn sie ihren Blickpunkt anderen aufzwingen wollen! Sie selbst und die ihres Temperamentes werden andererseits vielleicht Ärgernis nehmen an der weltoffenen, positiven, sanguinischen Haltung jener, die, ihrer Ansicht nach, zu wenig asketisch scheinen.

## WORUM GEHT ES?

*„Mystik ist ein unmittelbares, erfahrungsmäßiges Erfassen Gottes in seinem übernatürlichen Einwirken auf die Seele...“<sup>8</sup>*

Für mich persönlich ist das wesentliche und entscheidende Merkmal christlicher Mystik die personale Beziehung zu einem Gott der Liebe. Die östliche Mystik strebt ein Aufgehen im All an und erlebt das Ich in Einswerdung mit dem Über-Ich, in dem es quasi verschwindet. Auch die christliche Mystik kennt dieses Empfinden und beschreibt es symbolisch. Sprach nicht Bernhard von Clairvaux vom „Wassertropfen“ des Selbst, der sich im Ozean göttlichen Seins verliert? Auch die Kleine Therese spricht im Bericht über ihre Kinderkommunion von der Verschmelzung mit Jesus, bei der ihr Ich sich wie ein Wassertropfen im Ozean auflöst. Trotzdem versteht die christliche Mystik unter diesem Bild keine Entpersönlichung, sondern im Gegenteil eine dynamische Aufladung des eigenen, wenn auch winzigen Selbst. Eine Aufladung durch die gewaltige Kraft der unendlichen Liebe, so wie ein Akkumulator aufgeladen wird, so daß er nun seinerseits wieder die Ströme von Wärme und Kraft abgeben kann, die er empfangen hat.

Ich glaube nicht, daß das Empfinden der göttlichen Gegenwart an sich entscheidend für den Zustand christlicher Mystik ist, sondern daß es entscheidend ist, daß die göttliche Gegenwart als ein Du, als eine Person, als jemand Handelnder empfunden wird, der das Ich ergreift, zu ihm spricht — sei es hörbar oder unhörbar; das unhörbare Wort ist ebenso gültig wie das gehörte. Es ist nämlich

wirklich so, wie die Kleine Therese auch sagte — in Anlehnung an die „Nachfolge Christi“ — und wie sie selbst es ständig erlebte, daß „Jesus, der Lehrer aller Lehrer, kein Wortgeräusch zum Unterricht brauche“. Man fühlt Gott als ein Du, das als absolute Liebe das Ich umformt, von allem entwest, was nicht Liebe ist, und so schrittweise immer mehr dazu bringt, dem Eigenwillen zu entsagen, um sich zu dem machen zu lassen, was Christus will, das der Mensch sein soll: ein Wesen, das den Mitmenschen so liebt, wie Christus ihn liebte... also unendlich und bis zur Aufgabe des Seins, wenn es das Wohl des anderen fordert.

Christliche Mystik will kein Aufgehen in einem „All“, sondern ein Durchdrungenwerden von einer göttlichen Liebe in Person. Ich verstehe gut, daß Menschen, die einen andern „nüchternen“ Weg gehen, von der „Brautmystik“ der Kirche entsetzt sind. Der Artikel bei Herder<sup>8</sup> weist ausdrücklich auf die verschiedene Akzentlegung innerhalb der Mystik hin. Auch hier gibt es ja verschiedene geistige Familien, deren jede sich bewußt bleiben muß, daß etwas, das die einen anzieht, die anderen abstößt: diese fühlen sich mehr von der Herz-Jesu-Verehrung berührt, andere von der Marien-Verehrung, während wieder andere die Passionsmystik bewundern. Keiner hat das Recht, zu behaupten, daß sein Weg, seine spezielle Auffassung, die die einer bestimmten Ordensfamilie oder eines bestimmten Apostolatszweiges sein mag, an sich den ganzen Baum der Kirche bilden, dessen Früchte zum ewigen Heil nötig sind. Es sind lediglich Zweige am selben Baum, die verschiedene Früchte tragen.

Ich habe persönlich keinerlei Verständnis für Brautmystik. Sie ist mir als Mensch einer Zeit, die

hinter jedem Ausdruck, auch der übersinnlichen Liebe, die Sublimierung einer nicht erfüllten sexuellen Liebe sucht, unverständlich. Mir ist sehr unbehaglich zumute bei der Auslegung des Hohenliedes durch einen heiligen Bernhard oder andere heilige Leute, und ich bin peinlich berührt von den Liebesworten eines Johannes vom Kreuz an Gott, weil meiner privaten Ansicht nach auch im irdischen Bereich Liebesdinge intimster Natur nicht an die Öffentlichkeit gehören. Damit ist natürlich nichts gegen die Heiligkeit der Betreffenden und ihr reines Verhältnis zu Gott gesagt.

Gott ist reiner Geist. Wer es erfuhrt, weiß, wie zärtlich und liebevoll sich Gott der Seele mitteilen kann, wie unsagbar glücklich und in allem Sehnen gestillt, sie in Ihm ruhen kann. Wer aber versucht, Unirdisches mit irdischen Worten zu sagen, wird zwangsläufig peinlich wirken. Manches muß eben ungesagt bleiben, das gilt für die Beziehung von Seele und Gott ebenso wie von einer Verbindung von Menschen, die einander angehören dürfen. Wird diese absolute Regel nicht befolgt, darf man sich nicht wundern, wenn Mystiker im allgemeinen und insbesondere solche, die ihr „Liebesleben“ mit Gott beschreiben oder die eine orientalische, der europäischen Denkweise ungewohnte Sprache — wie die des Hohenliedes Salomonis — gebrauchen, von vielen als nicht normal betrachtet werden. Es mag orientalischer Denkweise entsprechen, symbolisch — auch in der Beziehung von Gott und Seele — von „Schenkeln wie Palmschäften“ und „schönen Brüsten“ zu schreiben. Uns ist es zu ungewohnt.

„Die Wirkungen können nie größer als ihre Ursachen sein“, heißt es in Herders Lexikon für Theo-

logie und Kirche in bezug auf echte Mystik, bei der „das seelische Verhalten gegenüber dem Gnadenwirken von entscheidender Bedeutung ist“.<sup>9</sup>

Wer sich mit mystischen Schriften befaßt, wer das Leben solcher Menschen verfolgt und wer am eigenen Leib schmerzhaft erlebt, wie das eigene Ich, wenn es ja und immer wieder ja sagt zum Wollen Gottes, umgestaltet wird, wie sich der ganze Blickpunkt ändert, dessen Änderung keinesfalls die Ursache im eigenen Leben, in der Umwelt, in der Erziehung haben kann, sondern dem allen radikal entgegengesetzt ist, der weiß, was damit gemeint ist. Und alle Seelenführer und Seelenärzte, die zu entscheiden haben, ob wirkliches Eingreifen Gottes, religiöser Wahnsinn oder Geltungstrieb vorliegt, der etwas vorgibt, was nicht da ist, stimmen darin überein, daß das entscheidende Kriterium die Gnadentreue des Betreffenden ist, das Ausmaß, in dem er versucht, allem zu entsprechen, was er als von Gott kommend empfindet.

Père Charmot SJ., der bekannte französische Schriftsteller, betont immer wieder, daß man *nie-*  
*mals* sofort den Ursprung einer Einsprechung oder Vision erkennen könne, weil erst die Frucht eindeutig ist. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, gilt auch und vor allem bei der Mystik!

Leider stützt sich fast jede Abhandlung über Mystik<sup>10</sup> nahezu ausschließlich auf Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz<sup>11</sup>, als gäbe es außerhalb dieser beiden Mystiker keine anderen, die ihre Erfahrungen aufgeschrieben und ausgewertet hätten. Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz gehörten aber einer ganz bestimmten Gruppe innerhalb des mystischen Leibes an, einer ganz bestimmten geistigen Familie, deren mysti-

sches Erleben vor allem eine Form der Passionsmystik war. Dagegen wäre nichts einzuwenden, solange sie ihr eigenes Erleben, ihren eigenen Weg nicht verallgemeinern respektive glauben, daß die Menschen ihrer eigenen geistigen Familie ganz typisch für die Familie Gottes an sich sind, während sie in Wirklichkeit, wie gesagt, nur ein Zweiglein am mächtig ausladenden Baum der Kirche mit den unzähligen verschiedenfarbigen und verschieden schmeckenden Früchten sind! Der Baum — der gleichsam die „Idee“ des Obstbaumes an sich ist, der jede Frucht trägt — streckt seine Zweige nach Norden und Süden, nach Osten und Westen. Es gibt Früchte, die im dichten Laub reifen und daher weniger sonnengolden sind als andere, Früchte, die südlich wie Zitrusfrüchte aussehen und schmecken, andere, die nordischem Obst gleichen, Früchte, die süß, die sauer, die bitter sind und deren jede ihren Sinn und Zweck hat, jede in sich die Keime trägt, die der Schöpfer weiterdauernd haben will. Man kann nicht darüber streiten, ob Bananen besser sind als Orangen, Äpfel besser als Kirschen oder gar als Mispeln, die bekanntlich erst nach dem ersten Frost, wenn sie leicht angefault sind, schmackhaft werden. Jeder Mensch zieht die Früchte vor, die sein Organismus braucht; Leute, die an Übersäuerung des Magens leiden, wählen instinktiv anderes Obst als Menschen mit gesundem Magen. Keiner kann dem anderen vorschreiben, was der besser finden muß, keiner darf den eigenen Geschmack und den ähnlich Fühlender zur Norm erheben.

Die Kirche ist so weise, von den Gläubigen nur den Glauben an Evangelium und Dogma zu verlangen. Niemand muß Privatoffenbarungen für

wahr halten, niemand muß glauben, daß Maria sich in Lourdes oder Fatima wirklich zeigte, niemand, dem Rosenkranzgebet Plage ist (die Kleine Therese bekannte beispielsweise, daß ihr Rosenkranzgebet wie jedes aktive Gebet Qual bedeutete), muß sich dazu zwingen, wenn es ihm nicht liegt.

Wer den Frieden seiner Seele im stillen Hinhalten findet, darf bei der Messe still im Kirchenwinkel sitzen, ohne sich zum Mitbeten zu zwingen, während für andere die Messe nur sinnvoll mitgefeiert wird, wenn sie ihr aus dem Missale folgen können.

Wer durch ein feierliches Hochamt seinen Glauben gestärkt fühlt, soll ihm beiwohnen; wer in einer stillen Messe inniger mit Gott vereint ist, soll diese vorziehen. Selbst im Volksmissale, dem „Schott“, steht bei der Einführung in den Gebrauch dieses Meßbuches: „Für die gute Mitfeier des Hl. Opfers ist in keiner Weise notwendig, alle Texte und Worte des Priesters am Altar mitzubeten. Unter Umständen wird man dadurch so in Anspruch genommen, daß man es übersieht, innerlich mit dem Herrn sich selbst zum Opfer hinzugeben, was doch die Hauptsache ist. Die Meßtexte sollen ja eine Hilfe sein, um die innere Selbsthingabe zu vollziehen.“

Ich habe öfters erlebt, daß Menschen glaubten, ihr Weg sei falsch, ja sie könnten nicht am rechten Weg zu Gott sein, nur weil geistige Schriftsteller, wie Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz oder andere, ihre geistigen Zustände so verallgemeinerten, daß Unerfahrene sie für alleingültig hielten. Gott läßt weder sich selbst noch Menschen in „Seelenwohnungen“ sperren, wie Teresa von Avila sie beschreibt. „In meines Vaters Haus gibt es viele

Wohnungen“, betonte der Herr und mit diesen vielen Wohnungen sind sicher nicht nur die sieben der großen Mystikerin gemeint. Man vergißt zu leicht, daß Teresa für Ordensleute der *mystischen* Familie schrieb und innerhalb dieser Familie vor allem für jene, die zur Passionsmystik berufen waren, das heißt, die sich besonders mit dem Leiden Christi zu befassen und dieses nachzuempfinden hatten!

Zu den verhängnisvollen Irrtümern gehören in dieser Hinsicht beispielsweise die Ansichten über gewisse Prüfungen und Versuchungen, die — wie es in Punkt 3 des im Anhang Nr. 10 zitierten Artikels über die Zustände der Seele heißt — im Stand der vollkommenen Vereinigung oder der sogenannten *mystischen* Vermählung herrschen respektive nicht herrschen. Nach den beiden karmelitischen Reformatoren also wären dann die sinnlichen Seelenkräfte so geläutert und gefügig gemacht, daß sie sich unter dem bleibenden Einfluß ihrer Gott-erfülltheit im harmonischen Gleichgewicht ihrer Kräfte entfalten können.

Unzählige Heilige und Mystiker aber, die zur höchsten Unio mit Gott erhoben waren, wurden bis zu ihrem Tod durch grauenhafte Versuchungen und Glaubensprüfungen erschüttert. Nach Ansicht führender Theologen gibt es nämlich Prüfungen, die vor allem zur Läuterung des Menschen dienen, und andere, die zur Miterlösung dienen, die also dem schon geläuterten Menschen auferlegt werden, damit er sie im Fiat trägt.

Wäre Christus am Ende nicht im Zustand der „Unio“ mit seinem Vater gewesen, weil seine menschliche Natur aufschrie in Todesangst und Frage, „warum sein Vater ihn verlassen hatte“?

Gewiß, es gibt andere Theologen, die den Aufschrei Christi am Kreuz nicht als Ausdruck seiner Gottverlassenheit verstanden wissen wollen, sondern nur als Erfüllung des Prophetenwortes, des 21. Psalms, der mit diesen Worten beginnt. Ich finde es aber tröstlicher, denen zu glauben, die da meinen, Christus wollte diese menschliche Gottverlassenheit kennen, die so viele Menschen in Verzweiflung stürzt!

Diese so gepriesene harmonische Entfaltung aller Kräfte scheint mir viel eher ein Ideal der Stoa oder des Yoga zu sein. Der Christ ist in der Nachfolge Christi, in der es das eigene und oft auch noch fremde Kreuz zu schleppen gilt, Kämpfer, solange er lebt. Und ein Kämpfer ist nun einmal kein ästhetischer, harmonischer Anblick. Jemand, der in Todesangst mit zusammengebißenen Zähnen gegen einen oft überstarken Feind kämpft, wird kaum in „harmonischem Gleichgewicht“ leben, selbst dann nicht, wenn er weiß, worum er kämpft, selbst dann nicht, wenn er seinen obersten Kriegsherrn mit sich kämpfen fühlt.

Viele Heilige kannten, wie gesagt, bis zum Tode die schlimmsten Glaubenszweifel. Jemand wie die Kleine Therese vom Kinde Jesus, die nach ihrem Tode so unzählige Menschen bekehrte, deren, wenn man so sagen kann, posthume apostolische Erfolge beweisen, wie hoch Gott ihr Beispiel für unsere Zeit schätzt, lebte monatelang während ihrer Todeskrankheit in bittersten Glaubenszweifeln. Aber — und hier sind wir beim springenden Punkt — sie erklärte sich Gott gegenüber bereit, diese Glaubenszweifel so lange zu ertragen, als Gott das nur wolle, weil sie sich eben dadurch den „Sündern“, das heißt den Ungläubigen in der Welt, geeint wußte, weil sie

wußte, daß sie durch ihr Jasagen, ihr Fiat zu ihrer Prüfung miterlösend wirken könne.

Der Gedanke eines stellvertretenden, miterlösenden Leidens muß für alle Menschen außerhalb der katholischen Kirche, ja selbst für viele Gläubige sinnlos sein. Wenn aber der mystische Leib der Kirche, das heißt die Gemeinschaft der Gläubigen, wirklich ein Symbol des körperlichen Leibes ist, kann man die Analogie verstehen. Denn in unserem Körper können ja auch einzelne Organe für andere erkrankte stellvertretend einspringen. Die Glieder und Blutkörperchen des Leibes bilden ja ein Ganzes, ein Kollektiv, das für Gesundheit und Krankheit entsteht. Wenn sich im Körper nur eine einzige Zelle, sagen wir im Finger, verhärtet und die Zellflüssigkeit der Nachbarzellen nicht mehr im osmotischen Austausch aufnehmen will, so kann sie absterben, in Fäulnis übergehen und den ganzen Leib krank machen. Die große Zehe darf sich dann nicht darüber beklagen, wieso sie „dazu kommt“, obwohl sie doch so eine brave, eifrige große Zehe ist! „Ein Volk — ein Reich — ein Führer“ war der Nazislogan, der das Füreinander-Einstehen aller symbolisieren sollte. „Ein Gott — eine Liebe — ein einziger mystischer Leib“ müßte der Wahlspruch des Christen heißen. Denn wenn nur einer von uns die Liebe, die Gott ihm gab, eifersüchtig für sich behält, sie nicht dem anderen weitergeben will, wenn nur einer von uns sich hochmütig abschließt gegen den Nachbarn und dessen Liebe nicht annehmen will, so wird er zur kranken Zelle im mystischen Leib, zu einer Wucherung des Egoismus, der Ungüte, die andere anstecken kann. Und wer weiß, ob in ganz fernen Ländern uns völlig Unbekannte nicht darunter leiden, weil wir es an Näch-

stenliebe fehlen lassen, weil *wir* den mystischen Leib an der Stelle krank machten, für deren Gesunderhaltung gerade *wir* verantwortlich sind! Warum sollte auf geistigem Gebiet also ein Mensch nicht auch das Leiden einer mitmenschlichen „Zellengruppe“ auf sich nehmen, bis sie selbst gesundet ist?

Gott kann also eben Menschen, die ihm besonders treu sind, die — um beim Beispiel vom Sekretariat zu bleiben — seine engsten Mitarbeiter sind, besondere Glaubensprüfungen und Versuchungen auferlegen, damit sie ihnen aus Liebe zu ihm widerstehen und dadurch andere, die den Herrn durch die Gehorsamsverweigerung gegen sich aufbringen, vor dem göttlichen Zorn, vor der Vernichtung bewahren. Vielleicht können die Getreuen durch ihr Verhalten Gott dazu bringen, den anderen Gnade und Erleuchtung — trotz ihrer Abkehr — zu geben, die sie letztlich den rechten Weg wieder finden lassen. Niemand weiß, wie es sich wirklich verhält, aber ich verstehe, daß solche Gedankengänge auf viele aufreizend wirken, weil sie Gott in seinen Entschlüssen zu sehr vermenschlichen. Viele betonen, daß alles, was wir von Gott zu verstehen glauben, nicht das tiefste Wesen Gottes umfaßt. Aber wenn die Vertreter einer gewissen Geistesrichtung recht haben, daß man alles ausschalten muß, was nicht Gott ist, daher alles Menschliche und menschlich Beglückende, statt es dankbar als Gnadengabe Gottes anzunehmen, dann hätte Christus nicht in leicht verständlichen Gleichnissen reden müssen, die auch der Einfachste versteht! Es ist immer gefährlich, den transzendenten Gott auf die irdische Seinsebene herabzuziehen, immer gefährlich, aus der Gesamtheit einen Teilaspekt

zu reißen. Und doch muß das manchmal sein. Gott ist nicht nur „Liebe“ im irdischen Sinn, weil er gleichzeitig eine Liebe ist, die sich unserem menschlichen Begreifen völlig entzieht, weil sie etwas anderes ist als das, was wir, der menschlichen, irdischen, an Raum und Zeit gebundenen Kondition entsprechend, darunter verstehen können. Und doch glaube ich nicht, daß die Gewißheit, die innerste Überzeugung, die vielen Einsprechungen und Visionen tausenderlei Menschen aller Jahrhunderte nur Einbildungen waren. Das alles aber besagte, daß aus Liebe zu Gott ertragenes Leid miterlösen, das heißt erlösende Gnaden für viele erkaufen könne, die ohne diese Gnaden dem Guten, der ewigen Liebe verlorengingen.

Dieser Gedanke ist einer der tröstlichsten des Christentums, vor allem für so viele, die sich alt, krank und von niemandem gebraucht fühlen: Auch der ärmste, der unfähigste Mensch ist im großen Uhrwerk der Schöpfung ein wichtiges Rad. Jedes Rädchen hat seinen Sinn und seine Pflicht, das große ist nicht wichtiger als das kleine, denn nur im Zusammenspiel aller liegt die Gewähr für den guten „Zeitablauf“, für die gegenseitige Hilfe, wie der Schöpfer sie will und braucht!

## EIN „UNGEWOLLTER“ WEG

Pater Poulain SJ. bezeichnet in seinem Buch über die mystischen Gebetsgnaden „Handlungen (acte) oder übernatürliche Zustände als mystisch, die nicht einmal schwach oder auch nur für einen Augenblick durch eigene Anstrengung oder Fleiß hervorgerufen werden können“<sup>12</sup>.

Diese Definition erscheint mir ganz ausgezeichnet. Besonders zu Beginn der Einsprechungen, in einer Zeit, als ich Angst hatte, mir alles einzubilden, wurde mir immer wieder innerlich gesagt, ich solle doch versuchen, zu mir selbst zu sprechen oder die unerwartet auftretende innige Vereinigung, dieses Hineingerissenwerden in Gott, aus mir zu produzieren. Das aber ist ganz unmöglich. Wer solche Erlebnisse kennt, weiß, daß innere Worte, Visionen oder aber das Aufflammen der heißen — auch körperlich so empfundenen — Liebe zu Gott willentlich nie hervorgerufen werden können.

Alle diese Dinge treten oft außerhalb der Gebetszeit ein. Es ist, als wolle Gott zeigen, daß er der Herr ist, der uns an sich zieht, wann und wo es ihm paßt. Ich erwähnte ja, daß solche „Sekretäre“ jederzeit aufnahmebereit sein müssen, gleichgültig, ob das „Diktat“ in Gesellschaft anderer, auf einer Reise, im Schwimmbad, im Kino, im Konzert oder im besten Schlaf gegeben wird.

Ein sehr entscheidender Punkt scheint mir die Bereicherung der Seele durch diese Dinge zu sein. Teresa von Avila meint über die Zweifel, die andere an ihrem Weg hatten, wenn sie selbst arm sei und sich plötzlich mit herrlichem Schmuck beschenkt sehe, so könne sie nicht an der Wirklichkeit zweifeln, und ebensowenig könne man daran zweifeln, daß Gott uns reichlichst beschenkt habe, wenn unsere Geistesarmut plötzlich gewichen sei, wenn wir Dinge erkennen und erfahren, die nicht aus uns kommen können<sup>13</sup>.

Wie gut ich das kenne! Ich stamme ja aus einer der sogenannten „katholischen“ Familien, die ihre Kinder wohl zur Erstkommunion und zur Firmung schicken, sich sonst aber blutwenig um die religiöse Erziehung kümmern. Alle Dinge, die mir — nach meiner Umkehr — innerlich gesagt wurden, waren mir daher neu und unglaublich. Wie oft kam ich erschreckt zu meinem Seelenführer, um von einer Vision oder Einsprechung zu berichten, die sich mit etwas befaßte, wovon ich niemals gehört hatte. Zu meiner größten Verblüffung waren diese Dinge aber nicht nur meist richtig, sondern es stellte sich überdies heraus, daß irgendein Mystiker oder gar Kirchenlehrer längst darüber geschrieben hatte, so daß ich über die „Echtheit“ der Einsprechung beruhigt war.

Nichts konnte hier also aus dem Unbewußten aufsteigen, in das es nie hineingefallen war! Die inneren Stimmen hatten es schwer, mich umzuerziehen, weil es weder meiner eigenen Einstellung noch der meiner Familie lag, einen Primat des katholischen Glaubens anzuerkennen, sondern vielmehr — in milder Überheblichkeit — den Kopf über dessen Dogmen zu schütteln. Bei jeder Vision, bei langen theologischen Unterweisungen sezierte ich mich selbst, um mir zu beweisen, daß ich das alles vielleicht doch irgendwo gehört hatte, daß ich vielleicht aus unbewußtem Geltungstrieb handle — ich hoffte, mir das „Unbewußt“ wenigstens zugestehen zu dürfen... — und daß ich mir daher einrede,

Visionen zu haben. Alles umsonst. Ich mußte, wenn auch widerwillig, zugeben, was mir mein Seelenführer stets erneut bewies: daß diese Einsprechungen in mir seelische Mutationen hervorbrachten, die in keiner Weise aus meinem Charakter oder meiner Erziehung kommen konnten. Es war wirklich nicht so, daß ich katholisches Gedankengut annehmen wollte, daß ich diese inneren Einsprechungen und Visionen andächtig-kindlich und gläubig als von einem katholischen Gott, von Maria, von katholischen Heiligen her annehmen wollte – ganz im Gegenteil. Ich tat alles, um mir selbst und denen, die Zeuge dieser Dinge waren, das Gegenteil zu beweisen. Ich schämte mich all dessen maßlos, ich verbarg meine Tagebücher sorgfältig, als wären es pornographische Schriften, ich verstand die eigene radikale Umwandlung nicht, die in mir vorging, die mich von einem Monat zum anderen innerlich so änderte, daß ich selbst über meine neue Weltanschauung nur ungläubig den Kopf schüttelte.

Diese momentane völlige Sinnesänderung kann sich von einem Augenblick zum anderen vollziehen. Sie kann, aber sie muß nicht.

Es kann auch hier zu einem Wechselgespräch kommen, bei dem die innere Stimme sich bemüht, dem renitenten Geist etwas klarzumachen. Das kann man annehmen oder nicht, man kann die Argumente, die man hört, einsehen oder nicht einsehen genau wie bei einem menschlichen Gesprächspartner.

Sehr oft aber – und meist bei wirklich entscheidenden Dingen – ist mir, als würde in mir ganz einfach ein elektrischer Schalter gedreht. Mir kommt dann vor, als wäre ich selbst in meiner eigenen Seele wie in einem dunklen Zimmer gefangen. Ich weiß

wohl, daß es einen elektrischen Schalter gibt, der die Deckenbeleuchtung einschaltet, aber er ist so hoch angebracht, daß ich ihn nicht erreichen kann. Plötzlich aber betritt der Herr das Zimmer, recht oft als wäre er eilig und ungeduldig, vielleicht weil, wie das öfters der Fall war, mein Seelenführer oder sonst ein kluger gottgeheimer Mensch wieder einmal nicht imstande war, mir renitentem Maulesel irgend etwas Übernatürliches, irgendeine Seinshaltung auf dem Weg zu Gott klarzumachen. Ich bockte, ich schlug aus, ich wollte nicht verstehen – vielleicht, weil das liebe Unterbewußtsein Angst hatte, aus dieser neuen Erkenntnis unbequeme Konsequenzen ziehen zu müssen . . .

So war es also. Manchmal waren wochenlange fruchtlose Gespräche mit einem „soutanebekleideten Heiligen“ vorangegangen, bis, ja bis eines Tages oder eines Nachts, im Gebet oder im Kino, im Wald oder im Bett, eilig und halb ärgerlich, wortlos der Herr diesen dunklen Seelenraum betrat, mit einer Handbewegung Licht machte, wieder verschwand und mich verdutzt in einer Flut positiver, nicht wegzuleugnender Erkenntnis zurückließ.

Sehr unbequem! Denn jetzt gab es keine Möglichkeit mehr, sich im eigenen Ich zu verstecken, etwas, das man sonnenhell erkannte, abzuleugnen! Was gestern schwarz schien, war heute weiß – oder umgekehrt; jedenfalls war man um ein ganzes Schüppel Erkenntnis reicher und es blieb nichts übrig, als dem schmunzelnden „Heiligen in der Soutane“ einzugestehen, daß sein Chef ihm die Arbeit abgenommen und das Maultier, das so gerne abirrte, um zu grasen, schleunig auf den rechten Weg gejagt hatte.

Manche Priester, die mich besser kennen, wun-

dern sich nicht mehr, wenn ich oft so lange brauche, um etwas zu verstehen, was ich eigentlich längst kapieren sollte. Einer sagte mir einmal, er hätte als junger dynamischer Mann sich oft über das Wort des heiligen Vinzenz von Paul<sup>14</sup> geärgert, daß man „der Gnade nicht vorauslaufen dürfe“. Wörtlich ist es noch hübscher: „Il ne faut jamais enjamber la grâce“ — enjamber aber heißt ein Hindernis, einen Zaun übersteigen. Man soll also geduldig abwarten, bis Gott die betreffende Gnade schenken will. Es sei nun einmal so, meinte er weiter, daß die Gnade Gottes im Leben jedes Menschen gewisse Etappen habe und einhalte, die ein Beichtvater oder Seelenführer oft nicht wahrhaben will, weil er nicht versteht, daß jemand, der an sich große Gnaden bekommt, so infantil sein kann, dies oder jenes Evidente ganz einfach nicht zu erkennen. Es sei für den Seelenführer aber höchst heilsam einzusehen, daß die göttliche Gnade eigene Gesetze in jeder Seele habe und daß ein „Seelenführer“ eigentlich wirklich mehr ein „Maultiertreiber“ sei, in dem Sinn, daß er viel weniger führen und am Leitseil ziehen, als hinten nachsteigen und achten solle, daß das ihm anvertraute Geschöpf nichts Giftiges frißt und nicht abirrt. Antreiben an sich aber habe wenig Sinn, weil eben jede Seele — auch eine renitente Maultierseele wie die meine — ihr eigenes Marschtempo habe, das ihr irgendwie doch innerlich vorgeschrieben ist. Jemand mit schwachen Lungen kann nicht so schnell auf einen Gipfel klettern wie ein trainierter Bergsteiger!

So ist das auch im Reich der Seelen und der Gnade. Man muß der Gnade Zeit lassen, wirksam zu werden — man muß sich Gott als Gehilfe, als Handlanger zur Verfügung stellen, aber wenn ein

Mensch, trotz allem Bemühen, ihm etwas klarzumachen, ganz einfach nicht versteht, worum es geht, so soll man beten, opfern, abwarten und die Gnade nicht gewaltsam erzwingen wollen.

In seinem sehr interessanten Buch „Wunder, Visionen und Magie“ führt Zsolt Aradi aus<sup>15</sup>:

„Nach Attwaters Definition in A Catholic Dictionary ist eine Vision eine übernatürliche Wahrnehmung. Sie kann sein: a) eine körperliche oder sinnliche Wahrnehmung, das heißt eine Erscheinung, bei der etwas von Natur Unsichtbares durch das körperliche Auge gesehen wird. Hierher gehören alle Erscheinungen wie die in der Rue du Bac<sup>16</sup>, in La Salette, Lourdes, Fatima, Beauraing, Banneux, Syrakus<sup>17</sup> und viele andere mehr.

Sinnliche Visionen finden sich auch im Alten Testament verzeichnet, so der brennende Dornbusch oder die Hand, die das Menetekel Phares beim Gastmahl des Königs Belsazar an die Wand schrieb, das der Prophet Daniel gelesen und gedeutet hat (Dan. 5, 5).

Attwater teilt die Visionen fernerhin ein in: b) Eine von der Einbildungskraft getragene Vision, die während des Schlafens oder im Wachen entsteht. Eine solche war der Engel, der dem heiligen Joseph erschien. c) Eine geistige Vision, in welcher der Mensch eine spirituelle Wahrheit ohne Vermittlung eines sinnlichen Bildes empfängt.

Nach Attwaters Definition gilt als „übernatürliche Rede“ eine Wortfolge, die vom Ohr gehört, aber auf übernatürliche Weise hervorgebracht wird; ferner auf übernatürliche Weise in der Einbildungskraft oder im Denken erzeugte Worte, die sich unmittelbar dem Geist mitteilen.“

Meine eigene Erfahrung gliedert sich in Einsprechungen, Gespräche und Visionen.

Zu Beginn gab es nur kurze Befehlssätze. Zerissen zwischen hektischer Journalistenarbeit, Haushaltspflichten und vielem anderen, jagte ich beispielsweise einmal heim, um etwas zu holen. Gleich wollte ich wieder in der Redaktion sein. Da nagelte mich eine herrische, scharfe Stimme fest: „*Du bist viel zu sehr Martha — und viel zuwenig Maria!*“

Ich fuhr böse herum: „Herr, suche ich mir vielleicht dieses hektische Leben aus? ! Habe ich etwa absichtlich mein Vermögen hinter dem Eisernen Vorhang verloren? Reißt mich vielleicht darum, mich halb totzuhetzen, weil ich für mehrere Menschen den Lebensunterhalt verdienen soll! ? Und Du wirfst es mir noch vor? !“

Keine Antwort. Wie oft hörte ich seither gläubige Frauen — die von meinem eigenen Erlebnis natürlich nichts ahnten — sagen, sie hätten niemals verstanden, daß Jesus Martha tadelte, sich um vielerlei zu kümmern, und die ruhig zuhörende Maria lobte. Jeder normale Mensch säße doch lieber ruhig und friedvoll zu Füßen des Herrn, statt sich in nötiger Hetzjagd an Haushaltsarbeit aufzureiben! Aber Gäste mußten nun einmal bewirtet und das Essen gekocht werden!

Ich reagierte ähnlich. Nach und nach hörte ich öfters solche Sätze, die mich wie Peitschenhiebe anfielen. Mit der Zeit wurden Gespräche daraus, mit Frage und Antwort. Lange Gespräche oft, in denen ich aufgefordert werde, meinen Standpunkt darzulegen, er mir widerlegt wird, in denen ich gebeten werde, Lösungen für Lebensprobleme zu finden, die ich nicht entdecken kann, woraufhin sie mir mit lächelnder, hoheitsvoller Weisheit gezeigt werden,

so daß ich mich nur immer wundern kann, wieso ich sie nicht selbst fand. Unnötig zu sagen, daß diese Lösungen wirklich jedesmal die besten und logischsten sind — nur hatte ich mich oft monatelang damit herumgeschlagen, ohne sie zu sehen.

Visionen: Meine Visionen gehören zu den sogenannten „*einbildlichen*“, das heißt, sie rollen ab wie ein Film, von dem ich weiß, daß nur ich ihn sehe. Die Handlung ist in keiner Weise zu beeinflussen. Man muß die eigenen Gedanken völlig ausschalten — im Gegensatz zu den inneren Gesprächen — und nur sehen und hören.

Bei Visionen, bei denen kein Geschehen wie ein Film abrollt, sondern Christus, Maria oder Heilige sich zeigen, kommt es entweder zu einseitigen Einsprechungen, zu Belehrungen, zu „*Vorträgen*“ oder zu Wechselgesprächen. Außerdem gibt es Erleuchtungen, die blitzartig hereinbrechen. Man kann ganz absorbiert von einer Arbeit sein. Plötzlich knallt ein Erkennen hellodernd ins Bewußtsein. Im Handumdrehen erfaßt man in dieser einen Sekunde unzergliedert eine Überfülle geistiger Wahrheiten, Lösungen eigener Probleme, Dinge, die in der Zukunft liegen und andere Menschen betreffen. Jetzt muß man nur darangehen, diese Garbe an Erkenntnis in die einzelnen Halme zu zergliedern und alles aufzuschreiben, was man so verstand.

Diese Dinge aufzuschreiben, kann innerlich befohlen oder, im Gegenteil, verboten werden. Manchmal sind es so schöne Sachen, die man hört und sieht, daß man sie aufschreiben will, um sie anderen zu sagen. Aber der Herr verbietet es: man solle schweigen, er wolle das Gesagte nur zwischen sich und dem Menschen bewahren.

Anderes muß aufgeschrieben werden. Anfangs

hatte ich panische Angst, die Dinge zu vergessen, da man sie ja nicht auf Magnetophonband aufnehmen kann. Sofort nach einer Einsprechung stenographierte ich seitenlange Berichte in ein immer griffbereites Notizbuch. So manche Kirchendiener schauten mich im Verlauf der letzten Jahre scheel an, wenn ich eilig und stundenlang kritzelte. Das ist der günstigste Fall — aber wie will man Dinge aufschreiben, die man während einer Gesellschaft oder irgendwo unterwegs hört?

Nach und nach beruhigte ich mich. Ich sagte mir, wenn die Dinge wirklich von Gott kommen, so hat er ja schließlich auch die Möglichkeit, sie mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich muß vorausschicken, daß ich ein miserables Gedächtnis für alle Vorträge, Predigten usw. habe, so daß ich eine Stunde nachher mit bestem Willen nicht mehr imstande bin, wiederzugeben, was ich hörte. Nicht so bei Einsprechungen: es kann — besonders auf Reisen — geschehen, daß ich erst 48 Stunden später dazukomme, Gehörtes und Erlebtes aufzuschreiben. Inzwischen hatte ich es scheinbar völlig vergessen. Kaum aber sitze ich bei der Schreibmaschine, ist es, als rolle ein innerliches Magnetophonband ab. Absatz um Absatz brauche ich nur nachzuschreiben.

Es kann sich dabei um grundverschiedene Dinge handeln. Manche Worte betreffen meine persönlichen Lebensprobleme; sie tadeln oder ermuntern, wenn ich mir zu gottfern und unvollkommen vorkomme, sie können — oft in humorvoller Parabelform<sup>18</sup> — mein Leben neu ausrichten und mir zeigen, wie kindisch ich in einer Situation war, oder aber sie betreffen das Leben anderer mir im Augenblick der Einsprechung noch unbekannter Menschen. Sehr oft höre ich etwas, das für mich im Augenblick

keinerlei Sinn ergibt, dessen Problemstellung ich gar nicht begreife. Aber dann lerne ich — oft noch am selben Tag oder kurz darauf — in einer Gesellschaft, auf einer Reise, auf einem Spaziergang jemanden kennen, der mich anspricht, von seinen Problemen zu reden beginnt und für den das, was ich hörte, die passende Antwort gibt.

Mir kommt das vor, als hätte eine Hand ein gigantisches Puzzlespiel über die Welt verstreut, mit dessen Einzelstücken der Finder nichts anzufangen weiß. Erstaunt dreht und wendet er das merkwürdig gezackte Gebilde mit den scheinbar sinnlosen Farbkleckschen. Erst wenn der Betreffende an einen Ort kommt, wo andere derartige Steine liegen, zu denen der gefundene sinnformend gehört, versteht man, worum es geht. So ist das oft mit Einsprechungen, deren Sinn man nicht versteht. Losgelöst aus der Totalität des göttlichen Willens, versteht man sie nicht; erst wenn sie sich im eigenen Leben oder in dem anderer zu einem Geschehen passend erweisen, erkennt man, daß es keine sinnlosen Bruchstücke, sondern höchst sinnvolle Teile eines Ganzen sind.

Ich habe mich seit Jahren gewöhnt — was mir nicht leichtfällt, weil ich selbst sehr aktiv bin —, mich passiv in die Hand Gottes fallen zu lassen, sowie ich von Glaubensdingen sprechen muß. Ich kann ja nicht erkennen, was die Seele meines Gegenübers braucht, das kann nur derjenige, der sie schuf und um alle ihre Nöte weiß. Wie auf Diapositiven werden mir innerlich die Sätze gezeigt, die ich ablesen soll. Oft sind es Dinge, die ich — von selbst — nicht gesagt hätte, die aber darum die rechte Antwort sind. Oft möchte ich andererseits etwas sagen, darf es aber nicht. Vergleiche werden

mir eingegeben, an die ich niemals dachte und die mein Gegenüber so beeindruckten, daß es mich für einen Gedankenleser hält. Obwohl ich das seit vielen Jahren erlebe, erschüttert es mich immer wieder! Von der Arbeit weg werde ich oft davongescheucht, um irgendwelche Besorgungen zu machen, die, meiner Ansicht nach, noch Zeit hätten; und das nur, damit ich entweder im betreffenden Geschäft oder auf der Straße „zufällig“ jemand Bekannten oder Unbekannten treffe, der Glaubensfragen an mich richtet, deren Beantwortung mir zugesagt wird. Oft will ich nicht gleich gehorchen und die Arbeit verlassen, denn ich bin nach wie vor ein eingefleischter Skeptiker, und zwar sowohl Menschen wie inneren Stimmen gegenüber. Aber ich muß doch einsehen, daß diese Befehle, die seit vielen Jahren Gehorsam verlangen, meist wissen, warum sie das tun. Der Platz fehlt mir hier, um mehrere Beispiele zu erwähnen, aber ich will doch ein typisches anführen:

Seit fast zwei Jahrzehnten bestimmt eine innere Stimme, die ich persönlich als von meinem Schutzengel kommend empfinde, bei jeder Reise, welches Wagenabteil ich zu betreten habe. Meist spricht mich dort bald ein Mitreisender an, mit dem es dann zu einem Glaubensgespräch kommt; manchmal entwickelt sich daraus ein jahrelanger Briefwechsel.

Ich möchte gleich betonen, daß nicht jeder derartige Befehl sinnvoll ist. Anfangs machte mich das unglücklich und unruhig. Denn hat man sich einmal an die Möglichkeit gewöhnt, daß innere Stimmen keine Einbildung sein müssen, sondern von „intelligenten Wesen“ herrühren, ist man optimistisch genug, zu glauben, daß sie immer recht haben und

daß alles, was sie vorhersagen, eintreten müsse. Das aber ist ein großer Irrtum, wie ich schon früher sagte. Trotzdem war ich jedesmal, wenn etwas nicht eintrat, verstört, weil ich mich fragen mußte, ob diese Stimmen also von Gott, aus dem Zwischenreich oder doch aus mir selbst kommen. Jetzt nehme ich das alles viel ruhiger hin und gehe zur Tagesordnung über.

Gewiß gibt es auch in der katholischen Geistesgeschichte sowie im Alten Testament eine Fülle von Ereignissen, bei denen eine himmlische Stimme Dinge vorhersagte, die nicht eintrafen, ohne daß darum der innere Weg des Betreffenden an sich auf Illusionen aufgebaut war.

Man kann nie genug betonen, daß innere Stimmen zwar von Gott kommen können, aber nicht von Gott kommen müssen.

Das berühmteste Beispiel ist wohl der Prophet Jonas, der so beleidigt war, weil so selten eintraf, was er auf Geheiß Jahwes prophezeien mußte, daß er Gott den Dienst aufsagte, sich als blinder Passagier auf einem Schiff versteckte und von der erzürnten Mannschaft ins Meer geworfen wurde. Ein tobender Sturm hatte diese nämlich zur Überzeugung gebracht, daß jemand von ihnen Gott beleidigt hatte. Jonas meldete sich als der Sünder. Man warf ihn ins Meer, wo ihn ein Meeresungeheuer verschlang und nach drei Tagen Dunkelhaft ans Ufer spie. Dort lag er, naß und böse, bis Gott ihm seine eigene Jämmerlichkeit so recht bewußt werden ließ und ihm klarmachte, daß er, der Mensch, wohl Gott zu gehorchen und ihm Rechenschaft abzulegen habe, daß aber Gott dem Menschen nie und nimmer Rechenschaft schuldig sei, auch dann nicht, wenn er dem Menschen etwas

verspreche, ihn etwas prophezeien lasse, seine Absicht aber dann ändere, so daß die Vorhersage nicht eintreffe. — Die moderne Exegese bezeichnet diese Erzählung als Gleichnis, glaubt aber nicht an die geschichtliche Wirklichkeit.

Natürlich muß man auch hier aufpassen, Gott nicht mit allzu menschlichen Erklärungsversuchen herabzusetzen. Aber vielleicht könnte man ihn doch mit einem Vater vergleichen, der seinem Kind keine Rechenschaft schuldig ist.

Jonas beklagte sich bei Jahwe, daß dieser ihn den Untergang Ninives prophezeien ließ, ohne daß er eintraf. Der Herr ließ sich zu einer Erklärung herbei: Der König von Ninive hatte auf die Prophetendrohung hin Buße getan, so daß Gottes Zorn über die sündige Stadt und deren Herrscher besänftigt wurde.

Hier wie überall aber gilt das Wort Jahwes an einen anderen jüdischen Propheten: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken — meine Wege sind nicht eure Wege!“ Und ebenso das Wort des heiligen Franz von Sales: „Mein Gott, was wärest Du für ein armer Gott, wenn jemand wie ich Dich verstehen könnte!“

Gott ist nun einmal nicht dazu da, von Menschen verstanden zu werden! Damit haben wir uns abzufinden. Mir persönlich fiel das sehr schwer, weil ich begreifen *will*, weil ich eine Erklärung des Warum brauche und mich mit der Volksweisheit „Jedes Warum hat ein Darum“ ungern begnüge.

Wenn ich mir sage, daß Gott absoluter Monarch ist, hilft es mir in gewisser Hinsicht. Ich stelle mir dann vor, wie lächerlich mir jede Stammtischpolitik vorkommt, bei der Dorfhonorationen bei Bierkrügen sitzen und in ihren Kritiken viel besser als

Staatsmänner und Soziologen wissen, wie die Welt zu regieren sei. Sie glauben sich gescheiter als prominente Wissenschaftler. Sie beurteilen Raumfahrt, Krebsforschung, Atomphysik und Kunst. Sie haben ihre festgelegte Meinung über alles, was ihr Wissen und ihren Horizont weit überschreitet.

Verhalten wir uns nicht oft ähnlich? Wie viele Laien glauben besser als Kardinäle und Bischöfe zu wissen, wie ein Konzil zu leiten, was dabei zu entscheiden sei! Viele von uns wissen doch viel besser als Gott, wie die Welt zu lenken wäre! Haben die Apostel nicht vorgeschlagen, Feuer und Schwefel auf eine Stadt regnen zu lassen, die ihnen nicht paßte? Wir wären ebenso schnell bereit, uns unbequeme Leute vom Erdboden zu vertilgen! In der allerbesten Absicht natürlich . . .

Wollen wir uns etwas in die Zeit der absoluten Monarchie eines Karl des Großen zurückversetzen und das Gerede am Stammtisch anhören? Da hören wir beispielsweise, wie unglaublich es sei, daß er Kriege anzettelte, die Menschen in den Tod trieben und andere heimatlos machten! Wie unglaublich das und jenes sei, wodurch gewiß bewiesen wäre, daß er seine Völker gar nicht wirklich liebte! In allen Ländern hatte der Monarch Statthalter, die aus den betreffenden Nationen stammten und die Mittler zwischen Herrscher und Volk waren, die dem Kaiser Rechenschaft schuldig waren, ohne daß er sie ihnen abzulegen hatte.

Warum er Kriege veranlaßte oder auch nur zuließ? Weil sonst starke Feinde ihrerseits das Land überrannt hätten. Er wußte das alles, aber er war in keiner Weise verpflichtet, etwas von diesem Besserwissen mitzuteilen. Er war unumschränkter Herrscher. Verhält es sich mit Gott etwa anders?

Céline, das ältere Schwesterchen der Kleinen Therese vom Kinde Jesus, kam aus dem Katechismusunterricht: „Thérèse, ich verstehe nicht, was der Religionslehrer uns gesagt hat! Wie kann der große Gott in der kleinen Hostie wohnen? !“

„Was ist daran nicht zu verstehen? Natürlich kann er das. Er ist doch allmächtig!“

„Allmächtig? Was heißt denn das?“

„Das heißt, daß der liebe Gott alles tun kann, was er will.“

So ist es. Und damit haben sich Mystiker und Nichtmystiker abzufinden, ob es ihnen paßt oder nicht.

Der Mystiker hat sich vor allem an den Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität zu gewöhnen, der er die Einsprechungen vorlegt, damit sie entscheidet, inwieweit sie glaubhaft sind, inwieweit, wenn es sich um innere Aufträge handelt, ihnen zu folgen ist oder nicht.

Das gilt natürlich nur für größere Dinge, wenn beispielsweise — wie es ja oft in der Geschichte der Kirche der Fall ist — eine Ordensgründung oder andere wichtige Unternehmungen befohlen oder einschneidende Änderungen des eigenen Lebens angeordnet werden.

Dem erfahrenen Seelenführer wird es bei Einsprechungen weniger auf das Detail als auf die Gesamttrichtung ankommen, auf die Gnadentreue des Betreffenden, mit der er innere Befehle befolgt, auch wenn sie seinem lieben Ich herzlich zuwider sind. Ist die Haltung gut, treiben die Einsprechungen zum Guten an und sind sie in Übereinstimmung mit den Lehren der Kirche, wird der Führende beruhigt über den Geist sein, der den Geführten antreibt.

Im übrigen vertraue ich Franz von Sales, der sagt, wenn man Einsprechungen im guten Glauben folgt, läßt Gott einen nicht in die Irre gehen. Außerdem wurde mir innerlich gesagt, daß Gott mehr geehrt wird, wenn man ihm zu viel, als wenn man ihm zu wenig vertraut. Auch wenn ich zweifle, weil einzelne Vorhersagen nicht eingetroffen sind, wenn mein Weg mir Sorgen macht, solle ich einen Vertrauensakt setzen und überzeugt sein, daß auch das im Rahmen meiner geistigen Erziehung einen Sinn habe.

Poulain widmet in seinem bereits erwähnten Buch ein ganzes Kapitel kanonisierten Heiligen, deren Visionen falsch waren und deren auf Einsprechungen beruhende Vorhersagen nicht eintrafen.

Man soll die Dinge sehen, wie sie sind, auch wenn das unbequem ist. Ich verstehe nicht, daß man Gott entschuldigen will, menschlich gesehen, eine „Unwahrheit“ zu sagen. Johannes vom Kreuz versucht — genau wie die Biographen der Jungfrau von Orleans — zu erklären, warum Einsprechungen, die radikal falsch waren, anders betrachtet doch richtig sein könnten, und er sucht nicht eingetroffene Vorhersagen aus dem Alten Testament sublimierend zu deuten, so daß sie im übertragenen Sinn doch stimmen. Johanna von Orleans aber — um ein konkretes Beispiel zu nennen — wurde durch innere Stimmen wiederholt ihre Befreiung prophezeit, während sie in Wirklichkeit auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Gott hat es aber nicht nötig, von uns entschuldigt zu werden — er braucht keine Rechtfertigung. Wir müssen uns damit abfinden, Dinge nicht zu verstehen, die aus einer raum- und zeitlosen Dimension gesagt werden.

Kann der Mystiker einen objektiven Beweis der Echtheit seines Erlebens erhalten?

Poulain meint<sup>19</sup>, daß nur ein Mensch ohne Vorurteil, der die Existenz einer Übernatur an sich nicht leugnet, etwas zugeben wird, was sein Begreifen übersteigt. Ein Normalsichtiger wisse, daß Rot und Blau verschiedene Farben sind, während ein Blinder das nicht begreife. Alles Reden nütze nichts, wenn der Blinde allein seinen Tastsinn gelten läßt.

Ebenso unmöglich aber sei es, Menschen klarzumachen, daß andere mehr erleben und Gott mit „Sinnen“ erkennen, die ihnen selbst fehlen. Leugnen sie die Existenz anderer Sinne, wollen sie nur glauben, was sie selbst erkennen, ist jede weitere Diskussion zwecklos.

Kommt nicht das größte Unheil auf geistigem und materiellem Gebiet daher, daß man nur als normal gelten läßt, was der eigenen Weltanschauung entspricht? Wie abnormal muß der Hochgebirgsvogel oder das Landtier an sich dem Fisch und dieser umgekehrt den anderen vorkommen!

Karl Stern schreibt in seinem Buch „Die dritte Revolution, Psychiatrie und Religion“<sup>20</sup>, seine Studenten bäten ihn oft, den Unterschied zwischen Schizophrenie und Mystik zu erklären. Sie betonten mit Recht, daß Teresa von Avila beispielsweise Visionen gehabt hätte, die schizophrenen Halluzinationen höchst ähnlich wären. Stern antwortet darauf, daß „zwei psychische Phänomene zwar in dieselbe Kategorie fallen könnten, wobei trotzdem das eine normal, das andere pathologisch sein könne. Phänomenologisch wären sie dasselbe, sie hätten jedoch, in ihrem jeweiligen Rahmen betrachtet, zwei völlig entgegengesetzte Bedeutungen“.

Stern führt Mozart als Beispiel an. Angeblich

hörte er seine Musik erst mit einem „Innenohr“, bevor er sie niederschrieb. Medizinisch betrachtet, litt er also unter Halluzinationen, phänomenologisch war etwas in ihm abnormal, denn „Halluzinationen zu haben, entspricht nicht der Norm“. Stern bezeichnet diesen Zustand als „übernormal, als jenseits der Norm“.

Als interessante Tatsache soll dabei bemerkt werden, daß Kenner primitiver Völkerstämme behaupten, es gäbe ein einziges allgemein zugängliches Verständigungsmittel, und zwar Mozartmusik! Alle Völker, selbst Indianer oder Buschnegler, lieben diese Tonfolgen!

Betrachten wir einmal die Ansicht, daß diese innerlich gehörte Musik übernormal, das heißt jenseits der Norm ist.

Vielleicht kann man das auch auf seelischem Gebiet anwenden, wo sich — wie im Reich der Natur — ebenfalls gewisse „Familien“ besser verstehen. Sie empfinden einander als „normal“, selbst wenn andere, die nicht zur selben Norm gehören, sie als abnormal ablehnen.

Beethoven hörte bekanntlich so manchen Satz der „Pastorale“ im Gewitter, im Bachgemurmels und Windesrauschen seiner einsamen Spaziergänge im Wienerwald. Man kann sich denken, daß ein pflügender Bauer diesem wild gestikulierenden Titanen, der lauschte, stehenblieb, Noten kritzelte, die er scheinbar aus der Luft herabfing, und wieder weiterannte, kopfschüttelnd nachschaute.

Einem anderen Musiker, einem Menschen aber, der wie Beethoven aus den Lauten der Natur mehr heraushört als unsereiner, wird Beethoven nicht ver-rückt vorkommen. (Ver-rückt bezeichnet gut das Empfinden, daß etwas nicht am gewohnten

Platz, sondern fortgerückt ist; das französische „être dérangé“ meint dasselbe.)

Eine Droste-Hülshoff wiederum betrieb wunderbare Lautmalerei, die aber anders Gearteten wessensfremd, ja unbehaglich ist.

So wie Wassertiere einander besser „verstehen“ als Fisch und Vogel, werden Rosengewächse einander besser „verstehen“ als Rose und Kaktus oder Kaktus und Tundragras.

Ebenso verstehen Mystiker verschiedener Jahrhunderte einander besser als Nicht-Mystiker und Mystiker einander begreifen können. Wer innere Stimmen hört, findet nichts Erstaunliches daran, daß es dem Nebenmenschen auch so geht.

Nehmen wir aber an, daß jemand alles derartige überhaupt für unmöglich hält, dann geht es ihm wie einem Neger, der, im tiefsten Urwald lebend, nie etwas von einem Telefon gehört hat. Nun wird vielleicht seine Frau schwerkrank und er läuft zur Missionsstation um ärztliche Hilfe. Erstaunt, ungläubig und spöttisch sieht er zu, wie der Missionar in ein schwarzes Kästchen spricht, auf eine antwortende Stimme hört, die der Danebenstehende aber nicht vernimmt, dieser unhörbaren Stimme seinerseits wieder antwortet und zu guter Letzt behauptet, der Arzt würde bald kommen. Woran erkennt nun aber der Neger, daß der Missionar sich weder „Stimmen einbildete“ noch schwindelte? Natürlich an der tatsächlichen Ankunft des herbeigerufenen Arztes.

Man kann bei einer Bernadette Soubirous, die vor einer — für andere Augen leeren — Felsennische betet, die mit einer — für andere Augen unsichtbaren — Dame spricht, nicht a priori sagen, ob sie an Halluzinationen leide oder nicht. Man kann in einer

Nervenklinik beim Besuch von Schizophrenen oder angeblich religiös Wahnsinnigen, die man einliefert, weil sie innere Stimmen hören, nicht sofort feststellen, ob sie sich diese nur einbilden, ob es Wahnideen sind oder ob mehr dahintersteckt.

Wenn durch innere Einsprechungen in einem Menschen gute Wirkungen hervorgebracht werden, wenn der Betreffende in jeder Hinsicht positiv umgewandelt wird, ist es aber nur ein Wortspiel, ob solche Stimmen natürlich oder übernatürlich genannt werden. Wenn — wie es im Evangelium heißt — niemand sagen kann, daß Christus der Sohn Gottes ist, außer durch Eingebung des Heiligen Geistes, wenn der Heilige Geist aber der Bewirker der Liebe in uns ist, deren Entflammer und Ernährer, so ist das doch die Hauptsache. Warum will man einen Menschen dann beunruhigen? Ich glaube, daß eine positive Einstellung in jedem mehr Gutes wirkt als eine negative, die dennoch viele Priester als dem „Mystiker“ gegenüber notwendig empfinden, immer aus der mir persönlich grotesk vorkommenden Ansicht, der Betreffende könnte hochmütig werden, weil er „himmlische Stimmen hört“. Hochmütig? ! Das kann nur jemand glauben, der keine Ahnung hat, wie diese Stimmen, wenn sie wirklich von Gott kommen, demütigen können, wie sie jeden Vorhang erbarmungslos wegreißen, den man malerisch und entschuldigend um eigene Sünden, Fehler und Versager drapiert, wie schonungslos sie jede fromme Lüge über sich selbst, jeden pharisäischen Gedanken über andere festnageln, wie nackt sie das armselige Ich vor das innere Auge zu stellen wissen! Gott selbst besorgt die nötige Demütigung allergründlichst. Wirklich heiligmäßige und weise Seelenführer, Novizenmei-

ster und Ordensobere betonen — wie auch Poulain in seinem Werk —, daß nur Gott allein das Recht zur Demütigung hat, weil nur er allein sie tragen hilft! Kein Mensch hat das Recht, einem anderen mutwillig ein Kreuz aufzuladen. Er kann es nicht mittragen, vermag aber großen Schaden in der Seele des Gedeimütigten anzurichten, den er selbst nie wieder gutmachen kann. Gott aber ist vielleicht nicht immer bereit, die überhebliche Dummheit eines Menschen gutzumachen, der die von ihm erwartete Frucht durch Hagelschlag böser Worte zum Abfallen brachte.

Es kann in diesem Zusammenhang niemals genug darauf hingewiesen werden, daß die heutige Medizin immer mehr in die tiefverwobenen Zusammenhänge zwischen organischer Krankheit, Geisteskrankheit und mangelnder Liebe eindringt. Menschen, die immer wieder gekränkt, verletzt, vor den Kopf gestoßen werden, die das alles in sich hineinfressen, deren Temperament womöglich noch dazu neigt, introvertiert zu sein, statt durch Extrovertiertheit von dem zu sprechen, was sie kränkt, erkranken leicht an Magengeschwüren, Kreislaufstörungen oder hormonalen Krankheiten. Wer also irgendeinen Mitmenschen freiwillig an der Seele verletzt, verletzt ihn gleichzeitig unfreiwillig auch körperlich. Aus einer unscheinbaren Wunde an der Seele kann durch geistige Infektion aber ebenso ein Geschwür und durch dieses Geschwür, im Ineinanderweben von Seele und Leib, eine schwere organische Krankheit, ein Herzinfarkt oder, wie man sogar annimmt, eine erhöhte Disponibilität für Krebs entstehen. Viele Neurologen sind überzeugt, daß ein Großteil der Geisteskrankheiten auf mangelnde Hormonsteuerungen zurückgeht, daß diese

aber wiederum durch affektives Geschehen ausgelöst werden können. Im „aufgeklärten“ und in Wirklichkeit nur überheblichen 19. Jahrhundert lachte man über abergläubische Vorstellungen von Menschen, die an gebrochenem Herzen sterben oder die durch Kummer irrsinnig werden. Heute lacht man nicht mehr über diese im Volksglauben fest verwurzelten Überzeugungen, die, wie so mancher andere Altweibergglaube, inzwischen längst ihre Richtigkeit bewiesen. Der bekannte Chefarzt eines Kurortes sagte kürzlich in einem Vortrag, die Wissenschaft habe erkannt, daß der Mensch an Heimweh oder gebrochenem Herzen sehr wohl sterben könne!

Natürlich kann ich mich hinsichtlich Menschen-erfahrung weder mit Ordensgründern noch mit Novizenmeistern messen. Aber ich kann sagen, daß Gott mir in den letzten Jahren eine stattliche Anzahl Menschen verschiedener Nationen, Altersklassen und sozialer Schichten zuführte, die an ähnlichen Problemen wie ich leiden, das heißt, die Gott mitten aus einem aktiven und oft gottfernen Leben heraus zu seiner Nachfolge berief. Es sind ehemalige Kommunisten darunter, denen Gott plötzlich die Wirklichkeit seiner Existenz in einer Vision oder Einsprechung bewies, welche sie nie mehr vergaßen, und die seither ihr ganzes Leben radikal dem Katholizismus widmen; es sind geschminkte junge Mädchen darunter, die sich aus lauter Angst, als das erkannt zu werden, was sie wirklich sind, nämlich als kleine Heilige, so geben, daß einem bang wird, wenn man sieht, wie sie sich herrichten, ohne gleichzeitig ihr Gebetsleben zu ahnen; es sind Männer darunter, hinter deren eisiger Maske niemand den Feuerbrand glühendster

Gotteshingabe und Gottesgeeintheit vermuten würde. Viele von ihnen lernte ich kennen, nachdem sie von übervorsichtigen Priestern verletzt und abgewiesen worden waren. Man kann diesen oft überlasteten Geistlichen die Übervorsicht nicht verübeln. Jeder weiß, wieviel Ungesundes es gerade auf pseudomystischem Gebiet gibt, wie viele „Sakristeiwanzen“, die kein gutes Haar am Mitmenschen lassen, wie viele solche Bazillen die Erreger des Antiklerikalismus, ja der Gottesfeindschaft sind, weil Ungläubige deren Lieblosigkeit als Auswirkung des Gottesdienstes betrachten. Diese aber erzählen von ihren Visionen und Einsprechungen, von himmlischen Aufträgen für den betreffenden Priester, von ihrer großen Mission für die Kirche. Es gibt wirklich so viele Bäume, deren schlechte Früchte auf schlechte Wurzeln an Einsprechungen schließen lassen, daß es nicht erstaunlich ist, wenn das Kind mit dem Bad ausgegossen wird und wenn Menschen, denen Gott sich wirklich mitteilen will, dann von Beichtvätern abgeschreckt werden. Mir sind verschiedene solche Fälle bekannt, von denen ich hier nur zwei typische anführen will.

Ein Kind hörte bei der Erstkommunion die Stimme Christi, die es bat, später den Ordensberuf zu wählen. Der befragte Beichtvater lachte es als Lügnerin aus: Ob es wirklich glaube, daß Christus zu so schlimmen Kindern spreche?!

Das Mädchen schwieg, aber die Stimme ließ sich immer wieder vernehmen. Jeder Priester, jeder fromme Laie, dem es sich anvertraute, verlachte es. Die Stimme sprach weiter, bat, drängte. Pubertät — Frauenalter — Beruf. Ein priesterlicher Freund der Familie, um Rat gefragt, riet den Eltern dringendst zur Psychiatrierung!

Zu ihrem Glück kam die Frau in eine Klinik, deren Chef gläubiger Jude war. Ich sage: zu ihrem Glück! Denn — und diese Bemerkung stammt nicht von mir, sondern von einem in mystischen Dingen sehr erfahrenen Priester — viele katholische Ärzte hätten sie, so wie der Geistliche, aus lauter Angst vor möglicher Täuschung oder vielleicht auch nur, weil es unbequem ist, zu glauben, daß Gott sich nach wie vor wirklich persönlich in seine Schöpfung mischt, Elektroschock und Schlimmerem ausgeliefert.

Der jüdische Chefpsychiater beobachtete seine Patientin drei Wochen lang. Dann übergab er ihr die Werke des hl. Johannes vom Kreuz:

„Ich habe momentan keine bessere Therapie für Sie gefunden. Ich werde mich aber noch um andere Bücher bemühen. Hier in der Klinik haben Sie nichts verloren. Ich verordne Ihnen täglich eine Stunde vor einem Tabernakel, unter *aufmerksamstem* Zuhören, was die inneren Stimmen zu Ihnen sprechen!

Sehen Sie, ich bin gläubiger Jude, und erst die Lektüre der christlichen Mystiker hat mir gezeigt, daß das alles ja ein und derselbe Baum ist: die Mystiker des Alten Testaments, die mit Gott in unmittelbarer Berührung waren, wie Abraham, Elias, Moses und die Propheten, und die Mystiker der katholischen Kirche! Es ist derselbe Baum, der in Gott wurzelt, der aber an verschiedenen Zweigen vielfältige Frucht trägt. Gehen Sie im Frieden, und lassen Sie sich von Gott und nicht von Menschen erziehen!“

Der zweite Fall war tragischer. Auch hier war die Vorgeschichte ähnlich, auch hier behandelte die Umgebung die Betreffende als verrückt, auch hier

spielten Priester — sicherlich in bester Überzeugung — eine traurige Rolle, man wäre versucht zu sagen, die Rolle des „Advocatus Diaboli“. An ein Sterbett unter dem Sauerstoffzelt wurde, durch Vermittlung einer Freundin, ein Priester gerufen. Zutiefst erschüttert kam er zurück. Die Sterbende hatte ihm ihre Leidensgeschichte erzählt und schließlich schluchzend gestanden:

„Immer wieder hat Jesus zu sprechen versucht — immer wieder — aber die Priester haben mir gesagt, daß Leute, die innere Stimmen hören, verrückt sind und daß ich sie daher zum Schweigen bringen muß — und endlich hat die Stimme geschwiegen —“

Nach der Beichte versicherte ihr der Geistliche, sie wäre nicht verrückt; es sei wirklich der Herr gewesen, der zu ihr gesprochen habe. Sie sei frei von Schuld ihm gegenüber, denn man habe ihr den Gehorsam der Gottesstimme gegenüber ja verboten. Befriedet und glücklich starb sie kurz darauf.

Wie ganz anders war da die Einstellung einer kinderreichen gläubigen Familie, wo drei Kinder jeweils bei der Erstkommunion den inneren Auftrag hörten, sich auf den Ordens- respektive Priesterberuf vorzubereiten.

Es war Eltern und Kindern selbstverständlich, daß Christus das Leben jedes einzelnen, insbesondere aber jener, die er zu seinem persönlichen Dienst beruft, auch ebenso persönlich leitet. Es war ihnen daher natürlich, innere Stimmen zu hören, die ihr Leben lenkten. Nicht zu gehorchen, wäre niemandem eingefallen; die drei Kinder wurden ebenso selbstverständlich Gottgeweihte, wie die Geschwister in der Welt blieben, um dort ihr Christendasein zu verwirklichen.

## UMFORMENDE LIEBE

Mystische Gnaden können am Begnadeten nicht wirkungslos bleiben. Jede große Liebe wandelt den Menschen um, und Mystik in christlicher Sicht ist gar nichts anderes, kann gar nichts anderes sein, als ein immer innigeres Einswerden in Liebe mit Christus, mit dessen Ansichten, mit dessen liebevoller Toleranz dem Schwachen und Sündigen gegenüber, mit dessen Dienenwollen dem Mitmenschen gegenüber, mit dem Hinziehenwollen aller Menschen zum Vater im Himmel.

Wenn ein junges, oberflächliches Ding, das mit verachtungsvollem Mitleid auf gute Hausfrauen und Mütter herabsieht, das nur Sinn für Kino, Schminken, Anziehen und Ausgehen hat, sich plötzlich ernsthaft verliebt; wenn der Mann, den es heiratet, selbst ein ernster, liebevoller und energischer Mensch mit Sinn für Häuslichkeit, ernste Gespräche und alles Wertvolle ist, so wird sich aus dem überputzten Mädchen im Handumdrehen eine Frau entwickeln, die über die eigene Umwandlung staunt. Sie wird die Interessen ihres Mannes annehmen, sie wird sich bemühen, mit ihm Schritt zu halten, sie wird gut kochen und die Wohnung in Ordnung halten, sie wird ihr Herz für Kinder entdecken, wenn ihr Mann sich welche wünscht. Nur was ihren Mann glücklich macht, hat noch Wert für sie selbst.

Wie viele Mädchen habe ich selbst in dieser völligen Transformation erlebt, wie viele wunderbare Frauen und Mütter, die es später wahrhaft verstanden haben, dem Mann Geliebte, Gattin und Mutter zu sein, kannte ich als „verkannte Film-

stars“, die alle Filmidole auf einmal nachzuahmen bestrebt waren, denen kein Kleid zu hauteng und ausgeschnitten, kein Make-up grell genug, kein Buch zu leicht, kein Film zu ordinär war, die nur darauf warteten, von Hollywood entdeckt zu werden.

Wandeln sie sich aber so gründlich und positiv, wie sie, es weder selbst wollten noch wie es ihrer Weltanschauung entsprach, so ist doch daraus erstens auf die Qualität des Mannes und zweitens auf die Qualität ihrer Liebe zu schließen. Nur wer wirklich liebt, wird sich immer mehr und immer grundlegender wandeln, um sich dem Geliebten anzupassen.

Das alles gilt natürlich ebenso für die Transformation, die Gott in einem Menschen bewirkt, den er an sich zieht, der ihn so liebt, daß er versucht, jedem seiner Wünsche zu entsprechen, der sich von der göttlichen Erleuchtung Schritt für Schritt umformen und vom Eigenwillen befreien läßt.

Nochmals und immer wieder: Wir sind hier weit entfernt von einem Quietismus, von einem passiven Abwarten, das von sich nichts, von Gott alles verlangt und erwartet; das besagte oberflächliche Mädchen wird nur dann zur wertvollen Frau, die die Liebe eines wertvollen Mannes wirklich verdient, wenn es zwar erhofft, daß er ihm voll Geduld immer wieder zeigt, was er wünscht, wenn es selbst aber ständig an sich arbeitet, um seinen eigenen Willen dem fremden anzupassen.

Wer innere Einsprechungen hört, ist dadurch einer wertvollen — wenn auch höchst unbequemen — Erziehungsmethode ausgeliefert. Über den Wert sprachen wir schon; unbequem ist sie deshalb, weil

man leider gar keine Ausrede mehr hat, anders zu handeln, nachdem man ausdrücklich gesagt bekommt, was zu tun oder zu unterlassen ist. Im Staat schützt Unkenntnis des Gesetzes bekanntlich nicht vor Strafe, wenn man es übertritt. Im Gottesstaat ist das anders. Wer, in gutem Glauben handelnd, ein Gebot übertritt, hat nicht gesündigt und braucht daher auch keine göttliche Strafe zu fürchten. Wem aber die innere Einsprechung das Maß der Liebe zu Gott und den Mitmenschen respektive die Insverksetzung dieser Liebesbeweise vorzeichnet, wer es aber nicht befolgt, der muß für diesen Ungehorsam einstehen.

Mystische Gnaden wandeln nicht die natürliche Veranlagung eines Menschen. Der Ängstliche bleibt zur Ängstlichkeit, der Egoist zum Egoismus geneigt. Der Charakter wird nicht durch eine magische Formel geändert und ebensowenig das Nervensystem. Nur der Wille wird angespornt zur größeren Unterordnung und Mitarbeit mit dem göttlichen Willen.

Gottes Wille und Mitarbeit des Menschen sind wie eine Art Magirusleiter — eine der langen, auseinander-schiebbaren Feuerwehroleitern. Die Seitenteile werden sozusagen aus Gnaden Gottes, die Quersprossen, auf denen man aufsteigt, aus dem guten Willen des einzelnen gebildet.

Einem Akt des guten Willens, das heißt der freiwilligen Mitarbeit mit der Gnade, entspricht eine andere Gnade, die das ganze Ich wieder höher — über sich selbst weit hinaus — schiebt; einer neuen Gnade muß ihrerseits eine weitere Querstufe folgen.

Gehorcht man diesen Gnadenimpulsen, wird man überrascht sein, wie schnell das Wort des heiligen Franz von Assisi wahr wird, daß Gott einem Men-

schen, der ihm nur einen einzigen Schritt entgegenmacht, selbst hundert Schritte entgegen eilt!

Ich weiß, daß manche meiner Vergleiche einander aufzuheben scheinen. Im Grunde genommen tun sie das nicht, sondern sie sollen nur dieselbe Gegebenheit von der anderen Seite beleuchten. Jeder Vergleich hinkt, wenn er Überirdisches verständlich machen soll, das an sich unsagbar und unwägbare ist.

Aber ich habe gefunden, daß die Menschen im großen und ganzen Unsagbares leichter durch Sagbares verstehen. Abgesehen von mathematischen Geistern, die gar keinen Vergleich einem hinkenden vorziehen.

Wie gesagt: Mystische Gnaden bedeuten nicht, daß das Wesen, der Charakter, das Nervensystem eines Menschen schlagartig umgewandelt werden. Was sich aber schlagartig zu ändern vermag — und das erfuhr ich am eigenen Leib —, ist der Blickpunkt des gesamten Lebens.

Ich selber kam mir vor wie ein Frosch, der von einem Adler gepackt und in den Horst getragen wurde. So ein Frosch hatte es schon schwer genug, sich aus einem Wassertier, einer Kaulquappe, zu einem Landtier zu entwickeln, das ganz anderen Lebensbedingungen unterworfen ist. Er war eigentlich recht selbstzufrieden mit seiner Froschperspektive. Sie kam ihm um so viel größer, weiter, besser vor als die Kaulquappenwelt, in der er groß geworden war!

Eines Tages aber hakten sich schmerzhaft Fänge in seinen Leib. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen hob in seinem armen Kopf an, die Luft raste an ihm vorbei wie an einem Düsenjäger, und plötzlich befand er sich in Höhen, von deren Existenz er

nicht einmal etwas ahnte! Plötzlich sah er Horizonte und in ihnen Lebewesen, Lebensweisen, Dinge, die er sich niemals träumen ließ! Hätte man ihm davon erzählt, er hätte nur milde unglaublich gelächelt über solche Aufschneidereien!

So. Plumps. Und da war er wieder auf seiner Wiese. Da war der Kaulquappentümpel mit allen Freunden des Früher, die ihm schon die Freundschaft wegen seines Hochmutes gekündigt hatten, der darin bestand, mit Lungen an Land atmen zu wollen statt mit Kiemen unter Wasser wie die Weißfische und früheren Kollegen im Naß.

Er konnte nie mehr die Froschperspektive der anderen teilen, er war für immer dem Tümpel entwachsen, er wußte, wie die Vogelperspektive ist und noch dazu nicht nur die Spatzen-, sondern die Adlerperspektive! Aber jetzt verlangte man von ihm, sich mühsamst, Schritt für Schritt, Sprung für Sprung, aus eigenem zu dieser Höhe vorzuarbeiten, die man ihm nur für kurze Augenblicke gezeigt hatte, nach der die Sehnsucht aber zurückgeblieben war.

Und dennoch blieb er Frosch, dennoch wuchsen ihm keine Flügel, dennoch brauchte er nach wie vor viel Feuchtigkeit zum Leben und viele Fliegen. Das war sehr unbequem, mußte aber in Kauf genommen werden, weil es eben zur Natur gehörte.

So blieb ich unverändert in meinem Charakter mit allem, was mich daran stört, und in meinem Nervensystem mit allem, was mich an ihm ärgert. Dazu gehört beispielsweise meine Ängstlichkeit und mein mangelndes Gottvertrauen. Wie oft sagten andere, sie verstünden nicht, daß jemand, der so viele Beweise der Existenz eines persönlichen, liebevollen Gottes empfangen wie ich, dennoch Zu-

kunftsangst habe. Was ist daran unverständlich? Was hat Angst mit Wissen um Gott zu tun? Besteht das Saatgut der Kirche nicht aus dem Blut der Märtyrer, sei es, daß es sich um ihr leibliches oder geistiges Blut handelt, das auch ein aus Kummer „gebrochenes Herz“ verströmen kann? Wurden Petrus und Paulus nicht wunderbar aus vielen Gefahren gerettet und schließlich doch hingerichtet? Ist die Tatsache, daß man Gott immer mehr gehören will, denn nicht an sich Grund genug, daß er besondere Prüfungen und Leid schickt, sei es zur Erprobung des Glaubens, zur Läuterung von Sünden, sei es, um mitzuerlösen, weil man vielleicht, wie Paulus sagte, zusätzlich ersetzen solle, was am Kreuzestod Christi noch mangelt?

Das alles scheint mir kein Widerspruch zu sein.

Wer zu einem Chirurgen vollstes Zutrauen hat, weiß, daß er nur Schmerz zufügt, weil es um eines höheren Gutes, um der Genesung willen, nötig ist; und trotzdem kann man sich vor der Operation fürchten! Ein Mensch also kann in einem Akt willentlichen Gottvertrauens leben, willentlich überzeugt sein *wollen*, daß alles in seinem Leben von Gott gefügt oder zugelassen wird, weil es so zu seinem Besten und damit gleichzeitig zum Besten des gesamten mystischen Leibes ist (nichts kann nur für eine einzige Zelle im Körperhaushalt gut sein, ohne daß der ganze Körper von der Gesundheit profitiert), und trotzdem kann er Angst vor diesem Willen und den damit verbundenen Prüfungen haben. Eines schließt das andere nicht aus.

Das eben ist ja der Grund, warum ich nicht glaube, daß die höchste Stufe mystischer Einswerdung, die sogenannte mystische Hochzeit, gleichbedeutend mit einem harmonischen, ängste- und

versuchungsfreien Zustand sein muß, weil eben Christus bis zu seinem Tode unter Ängsten litt, weil das Leben des Menschen desto angst-geschwängelter, prüfungsgeladener werden kann, je inniger er mit Gott geeint wird, je mehr er — von Gott her — zu seinen Freunden und daher Mitarbeitern im Dienste der Erlösung der Gesamtwelt herangezogen wird!

Père Marie-Eugène OCD. betont in seinem ausgezeichneten Werk „Ich will Gott schauen“<sup>11</sup>, daß Heiligkeit weder seelische Ausgeglichenheit noch sogenannte klinische Normalität oder auch nur Neurosefreiheit bedinge. Selbst Menschen, die anscheinend gar keine Umweltbeziehung mehr haben, selbst Irre können heilig werden, soweit sie noch einer freiwilligen Zustimmung zum göttlichen Willen fähig sind. Das Erkennenkönnen hängt aber nur von Gott, das heißt von der geistigen Sehschärfe ab, die er verleiht. Nur er, der sie gab, kann sie auch beurteilen. Nur er weiß, ob jemand seelisch kurzsichtig ist, schießt oder blind ist. Als Sünde zählt aber nur die Verneinung der Liebe, die Verneinung des göttlichen Willens, den man als solchen erkannt hat, nicht aber ein Fall aus Sehschwäche.

Auch Menschen, die von Psychiatern als schwere Neurotiker bezeichnet werden, können große Gnaden erhalten und zur Heiligkeit gelangen. Vielleicht läßt Gott ihnen gerade diese Krankheit zu ihrer Demütigung? Wer weiß wirklich, was der Apostel Paulus mit den Worten meinte, er würde geschlagen, damit er sich wegen seiner Gnaden nicht überhebe? Manche meinen, Paulus sei Epileptiker gewesen. Rätselraten ist müßig, wichtig ist allein die Tatsache, daß kein Mystiker in heidnisch-heroisch-nietzscheanischem Sinn ein fehlerloser

Übermensch sein muß! Die Macht Gottes bricht gern durch menschliche Schwäche hindurch. Es ist wahr, daß die Gnade Gottes für jeden von uns genügt, wenn sie uns nur hilft, „Herr, wenn es möglich ist, so laß den Kelch an uns vorübergehen, aber nicht unser Wille geschehe, sondern der Deine“, zu sagen.

Doch kehren wir zurück zu Poulain. Er spricht davon, wie modern es sei, alles durch das Unbewußte zu erklären und dadurch das Übernatürliche auszuschalten. Die Offenbarungen Pauli, die der alttestamentarischen Propheten und der Heiligen würden auf Ausbrüche des Unbewußten zurückgeführt. Und Poulain meint ironisch, das sei wirklich „eine fruchtbare Theorie“<sup>22</sup>.

Man ist versucht, dem Druckfehlerteufel Vorschub zu leisten und aus der „fruchtbaren“ eine „furchtbare“ Theorie zu machen. Sicherlich haben erfahrene Psychoanalytiker gute Gründe, vom Unterbewußten zu sprechen, das Dinge ins Oberbewußtsein sende, die dieses als übernatürlich oder außernatürlich empfinde, obwohl sie nur unternatürlich sind. Aber ich frage mich doch, ob man das Unterbewußtsein nicht mit einem Ziehbrunnen vergleichen kann. Ein Brunnen kann nur spenden, was schon in ihm ist. Er mag reines oder verunreinigtes Wasser abgeben, keinesfalls wird er eines Tages Wein oder Kaffee spenden.

Ähnlich kommt mir die Theorie des Unbewußten bei allem Religiösem vor. Ich spreche nicht von Jungs Archetypentheorie, sondern lediglich von Menschen, die nach mystischem Erleben Dinge reden, denken und schreiben, die nie in ihnen grundgelegt wurden. Ich denke nur an solche, die wie

Paulus geschworene Feinde des Christentums waren, und an solche, die sich nie mit christlicher Religionsphilosophie befaßten, bei denen also nichts ins Unterbewußtsein fallen konnte.

Um den Vergleich mit dem menschlichen „Brunnen“ weiter auszuspinnen: Wenn er, der je nach Lebenszeit und dem, was hineinfiel, mehr oder minder gutes Wasser gab, nun plötzlich Wein erzeugt, so ist doch anzunehmen, daß Christus hier ein „Kanawunder“ wirkte und das Wasser der bisherigen Weltanschauung in guten Wein wandelte, von dem jeder verblüfft fragt, woher er stammt!

Seine eigene Seele von Grund auf verwandeln, sich reines christliches Glaubensgut „einsprechen“, das man weder durch Lektüre noch durch Vorträge oder ehemaligen Religionsunterricht gewann, gegen den eigenen Willen, gegen Umwelteinfluß und Opportunität der Lebenssituation, kurz gegen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten sich so verändern, daß Handeln, Denken, Wollen umorientiert – Christus zuorientiert – werden, das vermag keiner aus dem „Unterbewußtsein“. Das vermag nur ein „Oberbewußtsein“, das heißt der bewußte Wille Gottes. Man kann hier auch nicht genug darauf verweisen, daß die ehrliche Christusnachfolge ein höchst unbequemer Weg ist, ein Weg, auf dem man dem Ruf eines Chefs folgt, der nur im Kitschbild der gute Hirte mit dem süßen Lamperl auf der Schulter ist! Christus, der Oberhirte, der uns zur Mitarbeit beruft, beruft uns zum Leben der Hirten. Wer aber die ungarische Pusta und deren Hirten besser kennt, wer gar weiß, wie Hirten im mexikanischen oder asiatischen Hochland leben, der weiß auch, daß das alles eher als bequem ist. Auch der Mensch, der Christus nachfolgt, teilt mit ihm von

jetzt an die Verantwortung für die oft recht unbändige Herde. Niemals kann er sich mehr satt und bürgerlich ein gemütliches Privatleben gestatten! Wer ja sagt zur Nachfolge, muß es ganz tun. Wer es ganz tut, muß alles ertragen lernen, was von ihm verlangt wird. Und das ist wirklich nicht wenig!

Wenn ungezählte Zeitgenossen — ich kann da nur auf die erschütternden Bände „Konvertiten des zwanzigsten Jahrhunderts“<sup>23</sup> verweisen — durch Visionen, unerwartete Einsprechungen oder anderes gnadenhaftes Geschehen gegen ihr Besserwissen und -wollen umgewandelt werden, wenn soundso viele zeitgenössische Intellektuelle, Arbeiter, Wissenschaftler, kurz Menschen aller Schichten und Nationen aus atheistischen Christenverächtern zu frommen, gläubigen Katholiken werden, weil sie eines Tages untrüglich erfahren, daß Gott wirklich existiert, daß er gerade sie persönlich zu seinem Dienst beruft, so daß sie alles Schwere auf sich nehmen, das so eine Umstellung mit sich bringt, wie Abkehr ihrer Freunde, finanzielle Einbußen, Verlust des Arbeitsplatzes, der nur dem Atheisten gesichert war, usw., so kann nur ein Narr vom Unbewußten als entscheidendem Faktor reden. Denn wer nur einigermaßen psychologisch geschult ist und auf sein eigenes Ich zu horchen versteht, weiß, daß das Unbewußte das Bewußte zum Egoismus, zum Nachgeben den Trieben, kurz zu dem anreizt, was dem eigenen Ich dient, nicht aber und schon gar nicht jahrzehntelang zur Abnegation, zur Aufgabe aller Bequemlichkeit, mancher Freundschaften oder selbst finanzieller Sicherstellung um eines Glaubens willen, den viele als weltfremd und unsinnig verspotten. Nehmen diese Menschen das Martyrium auf sich, das jedes wirklich gelebte

Christentum bedeutet, so tun sie das sicher nur aus gutem Grund. Dieser Grund heißt Gott, Wissen um Gott, Liebe Gottes. Aber nicht Unterbewußtsein.

Für mich liegt — beim Erwachsenen und nicht beim Kind natürlich — ein entscheidender Unterschied zwischen Mystiker und Geisteskranken im Zweifel am eigenen Erleben und vor allem an dessen Beurteilung.

Ein religiös Wahnsinniger, den „Stimmen“ zu allerhand Unsinn anstiften, wird sich kaum zuerst dem Urteil eines Priesters unterwerfen, ehe er diesen Stimmen folgt. Erst kürzlich steckten zum Beispiel zwei Sektierer in — durch innere Stimmen geschürtem — Haß gegen das Christentum mehrere Kirchen in Brand. Sie waren von der Berechtigung ihres Tuns ganz überzeugt!

Eines der charakteristischen Kennzeichen im Leben des katholischen Mystikers ist aber erstens sein Zweifel, ob das Gehörte wirklich von Gott, respektive von himmlischen Geistern stammt, und zweitens die eben durch die Einsprechungen geschürte, steigende Überzeugung, daß der Gehorsam in erster Linie den Vertretern der Kirche zu leisten ist, inneren Stimmen aber erst dann, wenn diese von ihnen gut geheißen werden.

Es gibt zahlreiche Ereignisse, bei denen Mystiker von ihren inneren Stimmen ermahnt wurden, bei Divergenzen mit der kirchlichen Autorität unbedingt dieser und nicht der Einsprechung zu folgen.

Viele kennen das Buch „Die Liebe ruft“, in dem die Erlebnisse der zwischen den zwei Weltkriegen in Frankreich gestorbenen spanischen Klosterfrau Josefa Menendez<sup>24</sup> aufgezeichnet sind. Darin wird beispielsweise berichtet, daß Christus ihr erschien

und zu ihr sprechen wollte, während sie keine Zeit zum Zuhören hatte, weil sie bestimmte Zimmer aufräumen mußte. Der Herr trug ihr auf, die Novizenmeisterin um Dispens von dieser Arbeit zu bitten, damit sie Zeit zum Hören und Aufschreiben habe. Diese aber wollte sie prüfen und erlaubte es nicht. Josefa war traurig. Wem sollte sie gehorchen? Aber der Herr lächelte nur: Sie solle tun, was die Novizenmeisterin sagte; es sei ihm sehr recht so.

Von Teresa von Avila wird ein ähnliches Verhalten bei einer Klostergründung berichtet; auch Teresa gehorchte der kirchlichen Autorität — in diesem Fall dem Beichtvater — mehr als der Einsprechung. Doch darauf komme ich noch zurück.

Diese Gehorsamshaltung ist für katholische Mystiker so charakteristisch, daß sie, meiner Ansicht nach, ein entscheidendes Kriterium bildet. Je weiter der Weg geht, desto mehr verlangt der Mystiker an sich natürlich den Willen Christi zu erfüllen. Gleichzeitig aber festigt sich die Überzeugung immer mehr — auch und gerade dann, wenn sie weder in Erziehung, Umwelteinfluß oder Weltanschauung wurzelt —, daß Christus wirklich in seiner Kirche weiterlebt und daß man daher seinen Willen desto besser erfüllt, je mehr man dieser Kirche folgt.

Der Mystiker ist nicht blind gegenüber den Fehlern kirchlicher Vertreter, aber er glaubt, daß der Schöpfer seinen Geist um so mehr in eine Seele gießt, je stärker diese sich vom Eigenwillen freimacht. Die unmittelbarsten Mitarbeiter Gottes, die Vertreter der Kirche, gaben Gott, was die meisten im Weltleben Verwurzelten krampfhaft festhalten: den freien Willen, über ihre Existenz zu entscheiden. Sie überlassen es anderen, zu bestimmen, ob

sie Geld ausgeben dürfen, wie die Freizeit zu verwenden ist, ob sie Arzt oder Medikamente brauchen. Und da sie also alles Gott aufopferten, was für den gewöhnlichen Sterblichen das Leben lebenswert macht, ist es logisch anzunehmen, daß Gott in den durch diese Schenkung entstandenen Hohlraum des Ichlebens sozusagen in besonderer Art den Geist seiner Liebe gießt. Trotzdem sind Gottgeweihte noch keine vollkommenen Menschen; das hat aber mit der Überzeugung nichts zu tun, daß auch hier Gott den guten Willen wohl für die Tat annimmt, das heißt, daß der gute Wille, Gott alles zu geben, was andere oft gegen Gott verwenden, im Austausch gegen besondere Gnaden angenommen wird.

Der bekannte französische Schriftsteller und Leiter vieler Menschen in Welt und Orden, Père Charmot SJ., schrieb mir einmal die Richtlinien auf, nach denen Einsprechungen zu befolgen wären, ohne daß besonderer Rat eines Priesters eingeholt werden müsse.

Er meinte unter anderem, Einsprechungen, die konform gingen mit Standespflicht und gesundem Menschenverstand, wären jedenfalls von Gott und müßten daher befolgt werden.

Hört eine Lehrerin beispielsweise innere Worte, die sie ermahnen, sich besser um die Schüler zu kümmern, wird eine Ehefrau aufgefordert, zu Mann und Kindern liebevoller zu sein, so stammen solche Einsprechungen eindeutig von Gott.

Hört aber eine Mutter beispielsweise — wie es in der christlichen Geistesgeschichte immer wieder vorkommt (typisch dafür ist das Leben der Ursuline Marie de l'Incarnation, die in der Mission in Kanada tätig war) —, sie solle ihr Kind verlassen,

um ins Kloster einzutreten, so ist das eine Einsprechung, die a priori sowohl gegen den gesunden Menschenverstand wie gegen die Standespflicht geht. Trotzdem kann sie von Gott sein, muß es aber nicht. In diesem Fall ist die Entscheidung einem Priester zu überlassen, dessen Ansicht als Antwort Gottes zu gelten hat, dem jedes Eigenwollen zu unterwerfen ist. Natürlich kann auch der Priester sich irren, dann aber muß man Gott vertrauen, daß er dem, der ihm geweiht ist, die rechte Erleuchtung gibt.

Marie de l'Incarnation mußte, Witwe geworden, demnach wirklich ihr einziges Kind verlassen, so schwer beide auch darunter litten. Denn die zu Rate gezogenen Priester entschieden, daß die Einsprechungen von Gott stammten und daß sie ihnen zu gehorchen habe. Die zahlreichen Menschen, die Marie de l'Incarnation in Kanada zu Gott führte, bewiesen, daß diese Entscheidung richtig war, weil diese Frau eben zum „Menschenfischer“ berufen wurde und wie die Jünger Christi alles verlassen mußte, um dem Herrn nachzufolgen.

Für ein weiteres Kriterium innerer Stimmen, die von Gott stammen, halte ich es, wenn der Hörende Gott und sein Ich wie durch einen Feldstecher mit entgegengesetzt arbeitenden Linsen sieht: das eine Auge sieht Gott immer größer werden, je näher dieser kommt, während das andere gleichzeitig das Ich zusammenschrumpfen, die eigenen Probleme und Prüfungen immer nichtiger werden sieht, gemessen am Totalplan der göttlichen Schöpfung. Man erkennt sich selbst als kleines Mosaiksteinchen im Ganzen, das Gott einfügt, wo er es braucht, statt — wie bisher — die eigene Winzigkeit als wichtiges Ganzes zu empfinden.

Kürzlich sah ich in einer Kirche eine Darstellung des letzten Abendmahles, die von der Dorfjugend aus Pflanzenteilen und Blütenblättern zusammengestellt worden war. Man hatte den Eindruck eines packenden romanischen Bildwerkes, der durch den breiten, gleichfalls aus Wurzeln gemachten schwarzen Rahmen noch verstärkt wurde. Auch das war ein Sinnbild. So oft versteht man nicht, warum es so viel Schwarzes im Leben gibt! Erst viel später, aus der Distanz des Jenseits, wird man erkennen, daß jedes Menschen Leben Teil des Gesamtbildes war, auf dem alles, was uns unverständlich schien, nun seinen ganzen Sinn erweist.

Besonders Begnadete begreifen das zu Lebzeiten so tief, daß sie für Leiden und Schwärze danken, weil sie überzeugt sind, ihnen und anderen werde nur aufgebürdet, was für den Zusammenhang des Schöpfungswerkes nötig ist.

Doch zurück zum Urteil Außenstehender über Mystiker. Wir sprachen darüber, daß Voreingenommenheit gegenüber mystischen Gnaden, als übergroße Vorsicht getarnt, mehr unwiederbringlich zerstören kann als übergroßes Vertrauen.

Mißtrauen bewirkt, daß der Mensch seine Seele fest verschließt, während er sie öffnet, wenn er warmherziges Vertrauen fühlt.

Ich kenne zweierlei Jugenderzieher. Die einen sind übervorsichtig und warnen ängstlich vor jedem selbständigen Schritt, weil er gefahrvoll sein kann. Sie denken nicht an die Entwicklungsmöglichkeit latenter Jugendkräfte, sie denken nicht daran, daß der Jugendliche heranwächst, daß dessen Gnaden mit allfälligen Prüfungen auch wachsen. Einen jungen Baum stützt man mit einem dünnen Pfahl,

der desto stärker sein muß, je größer der Baum wird.

Übervorsichtige Pädagogen warnen sozusagen den Keimling davor, zum Baum zu werden, weil ihn ein Holzwurm aushöhlen könnte.

Andere Erzieher sehen im jungen Menschen alle noch schlummernden Fähigkeiten des Erwachsenen. Sie sehen im Keim also schon den Baum. Auch sie warnen vor möglichen Gefahren, ohne jedoch das selbständige Wachstum aufzuhalten.

So gibt es auch im geistigen Leben Menschen, die — aus Angst vor einer möglichen Illusion — Gott um die Möglichkeit bringen, jemand zu seinem Sekretär heranzuerziehen, der das Gehörte weitergibt. Sie hindern Gott, aus einem Keim einen Baum zu machen, der vielen Obdach und Schutz verleiht, der Frucht für alle trägt. Ich habe mich in dieser Hinsicht, wie erwähnt, besonders mit Johannes vom Kreuz auseinandergesetzt. Er selbst bekam zeit lebens große mystische Gnaden, die er auch wunderbar zu beschreiben verstand. Trotzdem — vermutlich auf Grund schlechter Erfahrungen mit anderen — war er fast ein Feind von Visionen und Einsprechungen. Manche Stellen seiner Werke machen ihn geradezu zu einem Vorkämpfer jener, für die jede Einsprechung entweder überhaupt krankhaft ist oder die sie nur deshalb ablehnen, weil sie — eventuell — Täuschung sein könnte. Aber ist es Gott vielleicht nicht lieber, wenn man ihm zutraut, stark genug zu sein, dem Guten zum Siege zu verhelfen, als wenn man a priori die Ehre dieser Siegesüberzeugung dem Dämon, dem Unterbewußtsein oder einer Halluzinationsfähigkeit erweist?

Zwischen Leichtgläubigkeit und Mißtrauen be-

steht ein wesentlicher Unterschied. Ich muß Gesagtes wiederholen, aber es kann nicht genug oft betont werden: In Unzähligen wurde das Gnadenleben am Wachsen gehindert, weil man ihnen — und damit Gott — nicht zuerst den Kredit der Glaubwürdigkeit schenkte; weil man ihnen, deren Leben wirklich bewies, daß sie gut, klug und vorsichtig in verschiedenen Lebenslagen handelten, nicht zutraute, bei inneren Stimmen zu unterscheiden, ob sie von Gott oder aus der Einbildung kommen; weil man sie — und sei es auch nur vor ihrem Ich — als unwahrhaft, kritiklos und leichtgläubig hinstellte.

Mir kommt es unrichtig vor, von Gott Beweise zu verlangen, daß wirklich er es ist, der wagt, sich in seine eigene Schöpfung einzumischen. Pfarrer Peyramale von Lourdes handelte ja ähnlich, als er von der Mutter Gottes als Beweis, daß wirklich sie erschiene, forderte, im Feber einen Heckenrosenstrauch erblühen zu lassen.

So wie man aber dem Himmel einen gewissen Vertrauensvorschuß geben müßte, sollte man diesen auch erwachsenen Menschen schenken, wenn sie im Alltagsleben ausgeglichen sind. Man dürfte ihren Bericht von inneren Stimmen oder Erscheinungen nicht sofort mit spöttisch hochgezogenen Brauen und lässiger Handbewegung quittieren, wie es meist geschieht.

Ganz abgesehen davon, daß man durch diese Skepsis einen Menschen um große Gnaden prellen kann, die er bekommen sollte, können viele andere — und zwar noch nach Jahrhunderten — um Gnaden gebracht werden, die ihnen die Wiedergabe des Erlebten vermittelt hätte.

Wer für Musik nichts übrig hat und davon nichts

versteht, hat kein Recht, einen Menschen, der von Gott die Gabe des Komponierens erhielt, jemanden, der Wunderbares hört und wiedergibt, das anderen erst durch seine Mittlung zugänglich wird, daran zu hindern, es aufzunehmen. Keiner ist berechtigt, einem Komponisten vorzuschreiben, Buchhalter zu werden, weil das einträglicher, das heißt „normaler“ ist.

Ebensowenig haben Menschen ein Recht zu verunmöglichen, daß Gott sich anderen mitteilt, zu ihnen spricht, sie umerzieht und durch deren Vermittlung wieder anderen hilft. Wer für Privatoffenbarungen nichts übrig hat, braucht sich nicht darum zu kümmern. Wem nur das reine Wort des Evangeliums etwas bedeutet, nicht aber dessen Auslegung — und um diese handelt es sich ja letztlich auch bei Privatoffenbarungen, die zeigen wollen, wie wir Christi Lehre besser verstehen und leben können —, dem steht frei, nur das Evangelium zu lesen. Andere aber können mit biblischen Vergleichen oft nichts mehr anfangen. Darf man ihnen verwehren, die biblischen Wahrheiten in modernem Gewand bei Mystikern zu suchen? Man denke nur an die Schriften einer Josefa Menendez<sup>24</sup>, einer Gabriele Bossis<sup>25</sup> oder auch einer Katharina von Siena. Niemand hat ein Recht, das zu verbieten respektive solche Publikationen zu verhindern, nur weil er selbst nichts dafür übrig hat! Dieses Recht steht einzig und allein der offiziellen Kirche zu.

## „DIE DA DROBEN MACHEN LASSEN“

Poulain weiß, wie gesagt, daß Menschen, die vom übernatürlichen Gebet nichts verstehen, stille Beter beschuldigen, „müßig“ zu sein. Es ist ihnen scheinbar unheimlich, Entscheidungen zu erleben, die nicht aus schlußfolgerndem Denken wuchsen. Sie halten sie für „anämisch“, weil sie aus keinem Boden stammen, der von der Weisheit geistlicher Autoren durchtränkt war: „... Das aber ist ein Irrtum, weil das übernatürliche Gebet von Tugenden begleitet ist, die ohne unser Nachdenken entstehen. Man sammelt eine geistige Kraftreserve an.

Wenn auch die Seele müßig erscheint, so ist doch Gott dabei nicht müßig!“<sup>26</sup>

Es folgt bei Poulain nun das bereits zitierte Beispiel vom Blutarmen, der eine Liegekur macht, wobei er scheinbar müßig ist, während in Wirklichkeit sein Organismus durch Sonne und Klimawechsel umgestimmt wird. So wird ein scheinbar Untätiger in der göttlichen Atmosphäre gekräftigt. So wie sich der kalte Körper in der Sonne erwärmt, beginnt auch die kalte Seele im Kontakt mit der strahlenden göttlichen Liebe zu glühen:

„Wie sollte es auch anders sein? Warum sollte Gott die gewöhnlichen Gesetze außer acht lassen, wenn er nicht diesen Menschen, dem er sich mitteilt, dadurch zu größerer Heiligkeit führen möchte? Würde Gott etwa nur zum Spaß wirken, ohne von dem Betreffenden zu verlangen, daß er gute Frucht trägt? Die davon nichts verstehen, können sich über die sogenannte Untätigkeit beruhigen: Die Seele ist in guten Händen und muß nichts weiter tun, als mit der Gnade mitarbeiten!“<sup>27</sup>

Ich kann nicht verstehen, daß man behauptet, jemand sei untätig, er „mache nichts“ beim passiven Gebet. *Das passive Gebet ist eine — wenn auch oft unfühlbare — Bewegung der Liebe*, ein flux und reflux der Liebe zwischen Gott und dem Menschen, der ihn liebt. Liebe ist aber kein „Nichts“, sondern höchste Dynamik!

Liegt ein Kind glücklich in den Armen der Mutter, sind zwei Liebende schweigend, gelöst und selig beisammen, so schwingt das ganze Sein in Impulsen des Glücks.

Diese Impulse aber wären sogar meßbar, weil sie elektrische Ströme aussenden, weil diese im Körper chemische Reaktionen auslösen, kurz, es ist durchaus kein Zustand eines seinslosen Nirwana.

Wie oft bin ich selbst hastig, angespannt, überarbeitet, hin- und hergerissen zwischen den Pflichten des Haushaltes, apostolischer und schriftstellerischer Arbeit, zwischen gesellschaftlichen Pflichten und Menschen, die ihr Herz ausschütten wollen. Warum hat der Tag nicht 58 Stunden? Was macht man mit den schäbigen 24, die im Handumdrehen verrieselt sind, weil man ja auch leider schlafen, essen oder sich waschen muß, und weil das alles Zeit stiehlt!

Wo soll da — außer der mühsam abgeknappsten Zeit für die Messe — noch Zeit zum Beten bleiben?

Wie oft quetsche ich die Zeit wie eine Zitrone aus, damit nur ja kein Tröpfchen verlorengeht, und husche noch schnell zwischen zwei Verpflichtungen irgendwo in einen Kirchenwinkel. Keine fünf Minuten stehen mir zur Verfügung — aber wenn ich die Kirche verlasse, ist mir, als seien es Stunden gewesen. Mir scheint, daß ich selbst nur hastig und zerstreut war, daß ich nichts für Gott tat — aber er

hat mein Sehnen nach Gebetszeit für die Zeit genommen und in mir so viel geglättet, befriedet und geklärt, als hätte ich Stunden vor dem Tabernakel zugebracht.

Die Welt könnte innerhalb weniger Sekunden, aus dem gehetzten Leben kommend, in das gehetzte Leben wiederkehrend, nicht diesen Frieden, diese Kraft, diese innere Ruhe schenken, mit der man vom Gebet kommt. Vielleicht können es — rein physikalisch gesprochen — gewisse Yogaadepten erreichen, aber dann ist es doch nicht dasselbe, weil diese so erzielte Entspannung keine mit Liebe erfüllte Aufladung ist wie die Entspannung, die Christus schenkt. Natürlich ist hier hinzuzufügen, daß der Christ nicht von sich aus diesen Frieden erlangen kann. Leider oder Gott sei Dank, wie man will: Leider, weil es schön und bequem wäre; Gott sei Dank, weil er sonst sich selbst, den eigenen Seelenkräften und nicht Gott die Ehre gäbe. Es kann auch oft genug der Fall sein, daß äußerlich, während schöner Ferien beispielsweise, alles wirklich gelöst und friedvoll ist, ohne daß sich der Seelenfriede darum einstellt. Warum? Weil es auch hier Gott ist, der seinen Frieden schenkt, nicht wie die Welt ihn gibt — denn diese gäbe ihn, wenn alles objektiv und subjektiv schön ist —, sondern dann, wann, wo und wie ER will.

Bei Poulain heißt es, man müsse Visionen verwenden, um in der Tugend zu wachsen<sup>28</sup>. Viele Geisteslehrer hingegen behaupten, man solle Visionen anfangs abweisen, um nicht getäuscht zu werden; jedenfalls dürfe man sie nie wünschen, weil leicht Wunschgebilde entstehen, die man für Wirklichkeit hält.

Der letzteren Ansicht kann ich nicht zustimmen. Persönlich habe ich zwar weder Einsprechungen noch Visionen gewünscht oder gar gesucht; im Gegenteil, ich habe versucht, auszuweichen und mich geärgert, weil mir das alles nach Okkultismus roch — ja, ich habe mich meines Weges so geschämt, als wäre ich ein Monstrum, eine Art Kalb mit zwei Köpfen und sechs Beinen, mit einem Wort eben eine Abnormität. Es war mir eine aufrichtige Erleichterung, zu erfahren, daß es in allen Jahrhunderten Leute gab, die Ähnliches erlebten.

Ich kann nicht einsehen, warum Menschen, die christlich erzogen wurden, die gelernt haben, daß eine direkte Verbindung zur Übernatur der Natur viel hilft, diese Gnaden weder ersehnen noch erbeten dürften. Könnte man nicht annehmen, daß Gott gerne alles gibt, was zu einer innigeren Vereinigung mit ihm führt?

Poulain hat sicher recht: Gott will allein das Tugendwachstum, wenn er jemandem Gnaden schenkt. Als Beispiel führt Poulain Jean del Campos an, der fürchtete, sich die Visionen einzubilden. Da wollte Jesus von ihm wissen, was er täte, wenn jemand ihm einen fruchtesschweren Zweig gäbe?

„Ich würde die Früchte essen und den Zweig fortwerfen“, antwortete del Campos. Der Herr daraufhin:

„So mache es ebenso mit den Visionen! Nimm die Früchte an Demut, Geduld und anderen Tugenden an, ohne dich um den Rest zu kümmern!“

Wenn ich Gebet sage, meine ich ausdrücklich das *passive Gebet* in Gott, das von Einsprechungen, Visionen oder besonderer Erleuchtung begleitet sein kann. Ich glaube, daß jeder, der solche Gnaden erhält, nach kurzer Zeit beurteilen kann, ob er da-

durch Gott näher kommt, und insbesondere, ob seine Weltanschauung so wird, wie sie einem Christen entspricht.

Ich kenne Monate qualvollster Zweifel, in denen ich einfach nicht glauben kann, daß meine Erlebnisse etwas mit Gott zu tun haben, ja, in denen ein persönlicher Gott — trotz allem, was ich erfahren durfte — mir unwirklich, sogar unwahrscheinlich scheint. Alles kommt mir dann wie Einbildung, Lüge oder bestenfalls — als Trost fürs liebe Ich — wie parapsychologisches Geschehen vor.

Ich kann dann weder glauben, wirklich mit Gott in Verbindung zu sein, noch daß Gott mein Leben leitet, daß er mir wirklich sagt, was ich zu tun habe; mir scheint dann, daß ich immer mehr den Glauben verliere und von jedem christlichen Glaubensbegriff immer weiter abkomme.

In einer solchen Krise wurde ich einmal gebeten, die Naturgesetze auch im Übernatürlichen gelten zu lassen. Ich solle mir ein Schiff vorstellen, das mit Volldampf zum Hafen fährt und daher alle Menschen, jede Fracht an Bord, mit sich reißt, weil Träger und Getragene eins sind. Selbst im Kielwasser wird alles mitgerissen, selbst am Bug kleben Meerestierchen und Tang, die mit in den Hafen geschleppt werden. Es ist also einfach unmöglich, daß das Schiff gleichzeitig dem Hafen zufährt, alles Anvertraute mitführend, und gleichzeitig sich von ihm entfernt.

Ein Mensch kann ebensowenig jahrelang immer mehr dem „Hafen der Kirche“ zutreiben, kann nicht alle, die sich ihm anvertrauen, im Kielwasser mitschleppen und gleichzeitig von ihm wegsteuern. Da ich aber ehrlich zugeben müsse, mich der Kirche immer mehr zu nähern, da die Kirche synonym mit

dem „guten Geist der Liebe“ sei, sei es unmöglich, gleichzeitig einem „unguten Geist“ ausgeliefert zu sein, der mich von ihr fortreibt.

Das wichtigste Kriterium des passiven, mystischen Weges ist und bleibt für Poulain wie für alle anderen, die Liebe.

„Aus Liebe der Liebe dienen“, könnte der universelle Wahlspruch dieser Gilde sein.

*Mystik ist und bleibt die persönliche Begegnung des liebenden, menschlichen Ich, mit dem liebenden, göttlichen Du.*

Bei meinen ersten Exerzitien in Paray-le-Monial, recht am Anfang meiner sogenannten „Bekehrung“, das heißt meiner nunmehr bewußten Rückkehr als Erwachsener zum Katholizismus, fragte mich Père Charmot SJ., der sich dort meiner annahm, worin für mich eigentlich mein Gebet bestünde? Ich mußte einige Zeit überlegen, ehe ich antwortete, mir schiene, daß ich beim Beten nur liebe und mich lieben lasse. Père Charmot lachte: Auf dieser Basis könnten wir uns verstehen, meinte er, denn auch für ihn sei Beten nur so definierbar.

Wahrscheinlich halten manche diese Ansicht für eine Art Quietismus. Darauf kann ich nur wieder auf das Beispiel Poulains mit Sonne und augenscheinlichem Nichtstun des Sich-Sonnenden verweisen; im weiteren betont Poulain, eine Methode sei nicht besser als eine andere, nur weil sie komplizierter ist. David habe Goliath mit Schleuder und Kieselstein erschlagen; hätte man ihm vorgeschrieben, sich zum Kampf mit Rüstung, Helm und Schild Sauls zu versehen, hätte er sich darin nicht rühren und daher auch nicht kämpfen können.

Ebenso wie David aber wußte, welche Kampf-

methode die beste für ihn war, ebenso weiß Gott, welche Methode die beste für die einzelnen Seelen ist, damit sie zum Kampf gegen die eigenen Fehler und das Böse antreten. Wer glaubt, komplizierte Wege und Betrachtungsmethoden müßten besser zum Ziel führen als kindliches Sich-Überlassen gegenüber Gott, der irrt eben. Laut Poulain jammerten viele, sie wären so zerstreut, daß ihr schlichtes Beten gewiß nutzlos sei. Sollten sie nicht wirklich lieber betrachten? Nein, das sollen sie nicht. Selbst wenn sie es versuchten, würde sie diese Methode nur langweilen; denn auch falls sie früher betrachten konnten, werden sie es nicht mehr können. Da man aber wirklich nicht glauben kann, Gott würde uns zu einem Gebet anleiten, das weniger tugendhaft und tugendbringend als die Betrachtung ist, soll man sich ihm am besten gleich ganz überlassen.

Poulain ist, wie man sieht, weit entfernt von der gewalttätigen Askese vieler Geistesheroen, die dazu raten, sofort und energisch über Leben und Leiden Christi oder eines Heiligen nachzusinnen, wenn man sich beim Beten zerstreut fühlt.

Therese vom Kinde Jesus hätte in ihrer lieben, herzerfrischenden Art gesagt, man „solle doch die da droben nur machen lassen!“ Sie ist die Patronin aller, die es nicht als ihre Standespflicht erachten, Gott weise Lehren zu erteilen, wie er das eigene Ich oder andere führen solle, die Patronin derer, die nicht glauben, daß sie sich den Kopf des lieben Gottes zerbrechen müssen, sondern die überzeugt sind, daß Gott seine ganz individuelle Erziehungsmethode für jeden von uns hat und daß er sich selbst den Kopf zerbricht, wie er jedes seiner Schäflein zu sich führt. Solche Menschen folgen dem

Ruf des „Guten Hirten“, so wie er individuell an sie ergeht, ohne andere imitieren zu wollen, die unter ganz anderen Lebensbedingungen, in anderen Jahrhunderten lebten und wanderten.

Besonders die Menschen unserer gejagten, in sich zerfleischten Zeit müssen wieder lernen, die Zweisamkeit in Stille mit Gott zu suchen, die Anwesenheit Gottes zu empfinden, ohne sie durch die Geräuschkulisse seelischen Managertums, das unbedingt aktiv sein will, zu überlärmern. Es ist doch erschütternd, wieviel Zulauf Yogalehrer in unseren sogenannten christlichen Ländern haben, wie viele Menschen sich von östlichen Gebetspraktiken eine Versenkungsmöglichkeit, ein Leerwerden vom eigenen Ich, ein Angefülltwerden mit einem Über-Du versprechen, das ihnen stille Exerzitien viel besser schenken könnten. Sie sind aber so gewohnt, von sich selbst fortzulaufen, so gewohnt, sich von außen her anfüllen zu lassen, statt in ihrer Seele den Hahn aufzudrehen, der sie mit der ewigen, lebendig sprudelnden Quelle des göttlichen Lichts, der göttlichen Liebe verbindet, daß sie gar nicht mehr auf den Gedanken kommen, sich ernsthaft mit Christus zu befassen und die Schriften der „Journalisten Gottes“ zu lesen, die oft viel packender und erschütternder sind als alle Kriminalromane zusammen!

Ich glaube wirklich, daß Gott sich vielen mitteilen würde, wenn sie es ihm erlaubten. Ich weiß nicht, ob alle innere Stimmen hören oder Visionen haben würden, das ist auch unwichtig. Aber ich glaube, daß Gott, das Licht der Welt, der Liebe, nicht Mensch wurde, um denen, die im Dunkeln sind, nicht leuchten zu wollen, obwohl sie nach dem Schalter suchen!

Vielleicht läßt er sie ziemlich lange suchen, aber letztlich glaube ich, daß es auch hier heißen wird: „Es werde Licht – und es ward Licht!“

In der „Nachfolge Christi“ steht:

„Ich bin es, sagt der Herr, der seit jeher die Propheten unterrichtet!“

Auch heute noch spreche ich unaufhörlich zu allen, aber viele sind meiner Stimme gegenüber taub und ablehnend.

Die meisten Menschen ziehen die Stimme der Welt der Stimme Gottes vor. Sie folgen lieber dem Sehnen des Fleisches, statt dem göttlichen Willen. Die Welt verspricht einige kleine zeitliche Vorteile, und man dient ihr mit Begeisterung. Ich verspreche die höchsten ewigen Güter, und das Herz des Menschen bleibt kalt . . .“<sup>29</sup>

Irgendwo las ich die Geschichte eines alten Rabbiners, der mit seinem Enkel Verstecken spielte. Erst versteckte sich der Bub und jubelte, wenn der Großvater so tat, als sähe er ihn nicht, und lange suchte. Dann aber versteckte sich der Großvater, und obwohl er es dem Kind leicht machte, verlor es bald die Lust am Suchen und gab es mürrisch auf. Erstaunt aber sah es den Großvater weinen:

„Was hast du denn?“ wollte es wissen.

„Siehst du, die Menschen sind so mit Gott! Er verbirgt sich, damit sie ihn suchen, er will sich ja finden lassen, ihnen aber ist das Suchen bald zu langweilig, so daß sie aufgeben!“

Doch zurück zum Gebet: Ich glaube, die tiefste Weisheit des Lebens, und zwar in allen Lagen, besteht darin, *sich selbst Gott zu überlassen und dann alles weitere Gott selbst zu überlassen.*

So viele geistliche Lehrer weisen, wie Franz von

Sales oder Franziska von Chantal, darauf hin, wie wichtig es ist, der Neigung zu folgen, die Gott in die Seele legt, ohne das eigene Ich ständig zu vergewaltigen. So betont Franziska von Chantal, wer sich zum Gebet der Ruhe hingezogen fühle, solle eben in Gott ruhen und nicht glauben, er müsse sich an kirchlichen Feiertagen mit den Mysterien dieser Feste befassen. Man könne ja außerhalb der Gebetszeit darüber lesen oder nachdenken, beim Gebet selbst solle man sich aber Gott so überlassen, wie er es der Seele als Wunsch eingibt. Der Pfarrer von Ars meinte, „man brauche wirklich nicht viel zu sprechen, um gut zu beten! Denn da man weiß, daß Gott im Tabernakel gegenwärtig ist, soll man ihm sein Herz öffnen, sich darüber freuen, in seiner Gegenwart leben zu dürfen, und das genügt dann, weil es das beste aller Gebete ist!“<sup>30</sup>

Ich darf wieder einen trivialen Vergleich gebrauchen: Es gibt viele begeisterte Adepten der Morgengymnastik. Leichtfüßig enthüpfen sie beim Hahnenschrei dem warmen Bett, laufen auf dem Land, Pfarrer Kneipp im Geist verbunden, barfuß durch taufrische Wiesen, stellen, wieder in der Stadt, die morgendliche Radioturnstunde an, hüpfen auf und nieder, beugen Knie und Rücken, stellen sich wohligh fröstelnd anschließend unter die kalte Brause und schwören, daß ihre Gesundheit nur dem allen zuzuschreiben sei.

Andere — beschämt gesteh' ich's: wie ich — steigen mühsam aus den Federn, haben Schüttelfrost beim bloßen Gedanken an eisiges Wasser und kalte Füße, haben nicht das mindeste für Gymnastik übrig und behaupten, trotzdem sich nicht schlechter als die anderen zu fühlen respektive weniger leistungsfähig zu sein.

Die Gerontologie — die Wissenschaft vom Altern werden — weiß längst, daß es unter Hundertjährigen ebenso viele Raucher wie Nichtraucher, Alkoholiker wie Antialkoholiker, Vegetarier wie Karnivoren gibt. Es kommt also auch hier nur darauf an, was der eigene Organismus verlangt.

Ebenso kommt es auch im geistigen Leben nur darauf an, zu fühlen, was die eigene Seele braucht.

Bei manchen Messen geht es heute zu wie bei Gymnastikstunden: „Auf — nieder — kniet — sitzt — wir stehen alle auf — wir setzen uns —“ Wie eine preußische Gebetsarmee des lieben Gottes springen die Gläubigen auf, stehen stramm, beten zackig im Chor mit. Jemand Kluger sprach von einer diesbezüglichen Massenpsychose in der Kirche. Trotzdem ist dagegen nichts einzuwenden, sofern es den Seelen der Beteiligten guttut. Ungut wird die Angelegenheit erst dann, wenn, wie es leider vorkommt, diese Art der Mitfeier einer heiligen Messe den Betern als Zwangsnorm auferlegt wird.

Kürzlich saß ich mit einem grellgeschminkten, raffiniert angezogenen Teenager beisammen, der mir sein Herz ausschüttete:

„Wissen Sie, ich stehe lieber sonntags um 6 Uhr früh auf, um mit einer Freundin in die Umgebung zu fahren; denn wir haben dort eine Kirche entdeckt, in der eine stille Messe gelesen wird! Ich brauche ganz einfach einmal wöchentlich eine ruhige Stunde mit Gott, damit ich beten und zu mir kommen kann! Das muß doch jeder Mensch haben! Unser ganzer Kreis weicht Messen aus, in denen im Wechselgespräch, mit Gesang und ‚liturgischer Gymnastik‘ keine Möglichkeit mehr zum inneren Gebet besteht.“

Wer wollte Menschen, die bei der heiligen Messe  
"innere Stille brauchen, das Recht dazu ab-  
sprechen?!"<sup>31</sup>

Poulain nennt als Hauptmerkmal der „Unio“, der  
Einswerdung mit Gott, das *Gefühl der Gegen-  
wart Gottes*. Das ist logisch, weil man ja nicht mit  
jemandem zusammen sein kann, ohne seine Gegen-  
wart zu fühlen. Man kann sich einbilden, daß je-  
mand, den man liebt, an uns denkt, man kann  
glauben, dessen Gegenwart zu fühlen, aber das ist  
grundverschieden von der tatsächlichen Anwesen-  
heit:

„Der mystische Zustand, der von Gott hervor-  
gerufen wird, sticht vor allem durch das Gefühl  
der Sammlung und des Empfindens der Vereinigung  
(union) hervor. Daher auch der Ausdruck mystische  
Vereinigung (oder Einsseigung).“<sup>32</sup>

Ich selbst kann über das Gebet der Ruhe, das  
die meisten Geisteslehrer als Vorstufe zum Gebet  
der Unio ansehen, aus eigener Erfahrung nichts  
sagen, weil ich es nicht kenne. Der Herr hat mich  
das alles nicht durchleben lassen. Zur Zeit meiner  
Bekehrung hatte ich weder jemals das Wort Mystik  
gehört, noch wußte ich etwas von „Gebetsstufen“.  
Ein erfahrener Priester gab mir das Werk Poulains,  
damit ich, wie er sagte, selbst erkenne, wo ich mit  
Gott stünde. Denn, meinte er, man erkenne oft  
beim Lesen besser den eigenen Seelenzustand als  
bei Aussprachen.

Mich interessieren „Stufen“ in meinem Leben  
blutwenig. Erstens halte ich nichts von statischen  
Darstellungen des Seelenlebens, weil es wie das  
ganze Leben dem Heraklitschen „Alles fließt“ un-  
terworfen ist, wobei das Fließen nicht dem Strom

gleicht, der in einer Richtung dem Meer zuströmt,  
sondern dem Wattenmeer mit Ebbe und Flut, von  
dem ganze Teile ausdörren, um bald wieder über-  
flutet zu werden. Jedes Zusammenleben mit an-  
deren, jede Ehe, jede schöpferische Arbeit kennt  
Flut und Ebbe. Dasselbe gilt auch für das religiöse  
Leben. Neulich las ich bei Franz von Sales, wie  
wenig man auf die eigene Unwandelbarkeit bauen  
dürfe, weil wir ja erleben, daß wir an einem Tag  
gern mit jemandem sprechen, der uns schon am  
nächsten Tag auf die Nerven geht, ohne daß man  
einen Grund dafür erkennt. Zweitens kann niemand  
wirklich sein eigenes geistiges Leben beurteilen, weil  
man kein guter Richter in eigener Sache ist. Es  
kommt mir also auch jetzt nur wieder darauf an,  
zu vergleichen, was ich ähnlich oder verschieden von  
anderen „Journalisten Gottes“ empfinde.

Poulain fährt fort:

„Die Liebe Gottes läßt Gottes Gegenwart an und  
für sich, außer durch Schlußfolgerung, nicht in der  
Seele fühlbar werden. Man würde abwesenden  
Freunden gegenüber genau dasselbe empfinden, das  
heißt, daß Gedanken und Herz ebenso mit ihnen  
verbunden wären. Sobald man ihnen allerdings die  
Hand drücken kann, ändert das alles!“<sup>33</sup>

Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß  
man Gott — im Zustand der Unio — die Hand  
schütteln kann! Wohl aber will Poulain ausdrücken,  
daß das effektive Wissen um eine Gegenwart, das  
eben in der Unio gegeben wird, grundverschieden  
ist vom bloßen Herbeidenken und Herbeiwünschen.  
Teresa von Avila antwortet auf die Frage, wie sie  
denn erkenne, wer mit inneren Stimmen spreche,  
man erkenne ja auch gleich eine bekannte Stimme  
in einem dunklen Zimmer.

Jemand wollte von mir wissen, ob ich bei inneren Stimmen die Stimmlage unterscheide oder ob sie alle gleich klängen?

Obwohl ich Einsprechungen nur äußerst selten mit dem körperlichen Ohr gehört habe, glaube ich trotzdem, daß ich sofort jede einzelne wiedererkennen würde, wenn beispielsweise der Herr, Maria, Therese vom Kinde Jesus, mein Schutzengel oder andere „Stimmen“, die ich als zu einer bestimmten Persönlichkeit gehörend empfinde, plötzlich im Nebenzimmer sprächen. Innere Stimmen sind genauso differenziert wie sonstige.

Poulain ist überzeugt, man müsse keine auditiven Stimmen vernehmen, um zu wissen, was sie wollen, weil auch die ewige Seligkeit in der Anschauung Gottes, das heißt in einem tiefinnersten Wissen besteht, das am besten mit Erkenntnis verglichen wird, die man durch Sehen gewinnt. So verständigten sich — immer nach Poulain — ja auch himmlische Geister und Abgestorbene miteinander ohne Schwingungen der Luft, so wie eben Gott zu vielen Menschen spreche, die es hören, ohne es mit dem Körperohr aufzunehmen.

Ich erwähnte früher, daß unkörperliche Sinnesorgane dieselben Empfindungen an Geruch, Geschmack, Gesicht und Gehör haben können wie die Körpersinne, ohne daß es erklärbar ist. Bei mir ist oft auch der Geruchssinn mitbeteiligt, denn ich rieche oft unvermutet manche Substanzen, die dadurch eine gewisse Vorbedeutung bekommen haben. Diese Gerüche, für die es keine natürliche Erklärung gibt, werden dann auch von anderen gerochen, selbstverständlich ohne daß ich sie aufmerksam mache.

## DÄMONISCHES

Seit grauer Vorzeit gibt es — neben dem Göttlichen — Überlieferungen über die Einwirkung des Dämons. Da ich in meinem Leben auch das personifizierte Böse erfuhr, beschäftigte ich mich damit natürlich ausführlicher, ohne aber im Rahmen dieses Buches darüber breiter berichten zu können.

Viele Geisteslehrer und Mystiker versuchten, wie Ignatius von Loyola, Teresa von Avila, Franz von Sales und andere, für die ihnen Anvertrauten eine Lehre von der „Unterscheidung der Geister“ aufzustellen, die zeigt, worin der Geist Gottes, die Einwirkung des Göttlichen sich vom oft täuschend ähnlichen Dämonischen unterscheidet.

Mir kommt das vor, als wollte man eine Art übernatürliche Schwammerkunde lehren, hochdeutsch auch „Pilzwissenschaft“ genannt.

Es gibt Länder in Europa, wo man allgemein die herrlichsten Schwämme verfaulen läßt, weil man lieber keine ißt, statt zu riskieren, sich mit eßbar getarnten, in Wirklichkeit aber giftigen zu verderben.

Menschen, die jede mystische Gnade, jede Vision oder Einsprechung ablehnen, aus Angst „vergiftet“ zu werden, das heißt Halluzinationen zu erliegen, handeln ähnlich.

Manche gehen prinzipiell nur mit dem Pilzbuch bewaffnet Schwämme suchen. Selbst Herrenpilze oder Eierschwammerln werden zuerst sorgfältig mit der Beschreibung und mit der Abbildung verglichen, um festzustellen, ob sie wirklich eßbar sind. Ebenso blättern ängstliche Seelen in Büchern über Mystik nach, um zu sehen, ob andere die gleichen Erfahrun-

gen hatten und ob diese als gut bewertet wurden. Ich machte es früher ebenso. Ein bekannter Priester meinte lachend, er hoffe, vor mir zu sterben, um zu beobachten, was sich bei meinem Tode abspiele. Angesichts der Heiligsten Dreifaltigkeit, Mariens und der Heiligen würde ich nämlich von ihnen wohl die Identitätsausweise erbitten, ehe ich glaubte, daß sie es wirklich wären.

Kenner der Pilzkunde brauchen kein Lehrbuch mehr. Sie wissen genau zu unterscheiden, ob von zwei einander gleichenden Pilzen der eine essbar, der andere aber giftig ist. Ich bewundere solche Leute, weil ich meines Urteils nie so sicher wäre — weder bei Schwämmen noch bei der Unterscheidung der Geister...

Der Dämon wird im Christentum als „Engel des Lichts“ bezeichnet. Damit soll ausgedrückt werden, daß der Geist der Finsternis sich so tarnen kann, daß er ganz unschuldig und sonnenhell wirkt, so daß man ihn für ein wunderliebes Schutzengelein aus einem Bilderbuch halten könnte, bis man den berühmten Pferdefuß (oder Ziegenhuf) entdeckt.

Mir ist recht unbehaglich zumute, wenn ich das Vertrauen sehe, der Dämon könne an untrüglichen Zeichen erkannt werden.

Christus hätte ihn wohl nicht als Fürst der Welt bezeichnet, wenn er nicht fürstliche Macht hätte. Unsere demokratische Zeit weiß kaum mehr, welche Gewalt über seine Untertanen ein Fürst zur Zeit Christi hatte. Ein Herodes konnte die Erstgeborenen seines Landes töten lassen, ohne einen Aufstand befürchten zu müssen!

Ein Fürst stand bis vor kurzer Zeit in Bildung, Erkenntnis und Macht so haushoch über den Untertanen, daß sie erst gar nicht versucht hätten, ihn

zu durchschauen oder seine Reaktionen vorherzubestimmen. Man hatte ihn eben seufzend zu nehmen wie er war.

Manchmal will mir scheinen, man versuche bei der „Unterscheidung der Geister“ den Fürsten der Unterwelt — einen der klügsten Geister — vor einen Röntgenschirm zu zerren, in der Überzeugung, daß sein lichtiges Engelsgewand (das sich manche wohl als togaartiges Leintuch denken, wie Engel es — malerisch drapiert — auf Bildern tragen) dort durchsichtig wird, so daß Huf, Horn und Teufelsschwanz zum Vorschein kommen.

Der größte Sieg des Dämons besteht bekanntlich darin, die heutige Welt von seiner Nichtexistenz zu überzeugen.

Angeblich bellen die feigsten Hunde am meisten, um sich selbst Mut zu machen. Im Mittelalter fühlte der Mensch sich rundherum von Dämonen bedroht. Um sich über die eigene Angst wegzutäuschen, machte er es wie manche Hunde, die um so mehr bellen, je feiger sie sind. Lächerliche Teufelsfratzen gotischer Wasserspeier und das verhängnisvolle Bild des Krampus mit Ringelschwanz und Ziegenhorn, wie es am Vorabend des sechsten Dezember als Kinderschreck durch Mitteleuropa zieht, dienen auch der Furcht.

Vielleicht entstand aus dieser spöttischen Überlegenheit die verhängnisvolle Überzeugung, es gäbe sichere Kriterien, den guten vom bösen Geist zu unterscheiden.

Vielleicht sind andere Menschen — nach ihrer schlüssigen Erfahrung — wirklich restlos von ihrer diesbezüglichen Kunst überzeugt, das mag sein. Ich persönlich habe es längst aufgegeben, Geister mit Sicherheit unterscheiden zu wollen. Ich tröste

mich damit, daß man den Baum erst an den Früchten, die Einsprechung am Erfolg erkennt und daß ich ehrlich nur den Willen Gottes erfüllen will. Letztlich bitte ich Gott also, die Verantwortung zu übernehmen, wenn ich unfreiwillig etwas für seinen Willen oder seine Einsprechung halte, was nicht von ihm gegeben wurde.

Es ist begreiflich, daß dem Menschen der Gedanke an ein personifiziertes Prinzip des Bösen so unbehaglich ist, daß er es lächerlich macht oder auszuschalten versucht, indem er Fälle von Besessenheit als wissenschaftlich erkannte Geisteskrankheit hinstellt und jedes Erlebnis mit dem Dämon als Aberglauben und Einbildung abstempelt. Aber das gelingt nicht immer, denn auch die zeitgenössische Literatur bringt genug Berichte über authentisch Dämonisches.

Ich erwähnte das Buch „Die Liebe ruft“, die Aufzeichnungen der Einsprechungen von Josefa Menendez. Ich kenne nur die französische Ausgabe<sup>34</sup> und weiß daher nicht, ob die deutsche auch die Erlebnisse mit dem Dämon bringt, die recht abenteuerlich klingen. Père Charmot SJ., der Herausgeber, mußte mir erst die Richtigkeit der Dinge bestätigen, ehe ich sie für glaubwürdig hielt. Angeblich wurden die Mitschwestern unter Eid als Zeugen vernommen. Man sagte mir, ich müsse bedenken, daß der Fürst der Finsternis selbst den Sohn Gottes erst auf einen Berg, dann auf die Tempelzinne mitnahm, so daß man um so mehr annehmen könne, daß er Macht über einen gewöhnlichen Menschen habe, wenn er offensichtlich sogar Christus gegenüber manches vermochte.

Auch im Leben Marthe Robins, einer gelähmten französischen Seherin, die bei Lyon lebt, wo sie auf

inneren Befehl der Mutter Gottes ein Exerzitienhaus baute, gibt es viele dämonische Dinge, die an sich unerklärlich scheinen. Viele fragen sich unwillkürlich, warum der Herr dem Dämon gerade über solche Menschen besondere Macht gibt, die sich Gott weihten. Ist es nur wie bei Job, weil der Teufel prüfen darf, ob der Betreffende auch dann noch zu Gott steht?

Ich weiß es nicht. Aber ich könnte mir — besonders bei sehr spektakulären Dingen, die, wie bei Marthe Robin, von ungläubigen Wissenschaftlern untersucht werden — denken, daß diese durch solche unerklärliche Dinge vielleicht überhaupt erst darauf verwiesen werden, daß es „zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt als unsere Menschenweisheit sich träumen läßt!“

Angeblich lebt Marthe Robin, verkrüppelt, gehunfähig, ohne andere Nahrung als die Eucharistie, seit vielen Jahren in einem Kämmerchen, zu dem nur der Beichtvater den Schlüssel hat. Sie lebt im Haus ihres Bruders, der selbst ungläubig sein soll. Manchmal trifft man sie in einer medizinisch „unmöglichen“ Haltung, und zwar mit in den Nacken verdrehtem Kopf. Sie behauptet, vom Dämon so zugerichtet zu werden. Namhafte Ärzte, die sie so sahen, erklären, daß die Nackenwirbel dadurch brechen müßten. Aber das trifft nicht zu.

Ich kann für das, was ich hier wiedergebe, keinerlei Garantie übernehmen. Ich hörte es wohl von glaubwürdigen Menschen, habe es aber nicht selbst überprüft. Wer sich für derlei interessiert, lese die Bücher, respektive Artikel über einen ähnlichen Fall, der eine Kontroverse zwischen zwei französischen Psychiatern, den Professoren Lhermitte und Giscard, auslöste. Marie Thérèse Noblet, eine

Ordensfrau in Südamerika, deren Leben von ihrem Bischof, Exz. de Boismenu, beschrieben wurde, der sie gut kannte und öfters exorzisierte, erlebte böse Dinge mit dem Dämon. Die beiden Psychiater untersuchten nun verschiedene Berichte von Augenzeugen solcher Begebenheiten und kamen zu verschiedenen Schlußfolgerungen hinsichtlich der möglichen Einflußnahme des Dämons auf die menschliche Seele und den freien Willen sowie über das Problem, inwieweit jemand ein aufrichtiger Gottsucher und trotzdem ein „Hysteriker“ sein könne.

Zahlreiche namhafte Wissenschaftler befassen sich heute mit der sogenannten Dämonologie und untersuchen, was als echte Besessenheit und was als Krankheit zu werten ist. Bekanntlich wird vor der katholischen Priesterweihe die Macht der Teufelsaustreibung — des sogenannten Exorzismus — verliehen. Das mag vielen wie düsterer mittelalterlicher Aberglaube vorkommen, aber der bekannte französische Exorzist, Pater Tonquedec, wußte seinerzeit noch von erschütternden Erlebnissen bei Teufelsaustreibungen zu berichten. Viele Wissenschaftler sind heute überzeugt, daß die im Evangelium erwähnten Fälle von Besessenheit keinesfalls nur Epilepsie oder Geisteskrankheit waren, wie die rationalistische Erklärung der Jahrhundertwende felsenfest behauptete.

Doch zurück zu meinem Erleben. Als ich bei Teresa von Avila las, sie wisse, daß der Teufel da sei, wenn sie Schwefel röche, fand ich das nur komisch. Ich machte mich so lange über diese „Einbildung“ lustig, bis sich dasselbe bei mir ereignete.

Erst wies ich alles als unbewußte Nachahmung der großen Teresa zurück. Bald aber mußte ich er-

kennen, daß Schwefel- oder später auch Exkrementgestank meist auftrat, wenn ich beispielsweise von einer Arbeit absorbiert war oder etwas „Gutes“ versuchte. Fast jedesmal war der Gestank Vorbote von Unangenehmem oder von Streit mit anderen, mit denen vorerst alles friedlich schien. Der Streit wurde, wohlgemerkt, von ihnen vom Zaun gebrochen, die nichts von meinen Sorgen wußten. Denn ich selbst war dann immer schon doppelt vorsichtig, niemanden zu reizen.

Manchmal „sah“ ich den Dämon, obwohl dieses „Sehen“ schwer zu beschreiben ist. Die Augen sind offen, die Netzhaut aber sieht nichts und bemerkt trotzdem jedes Detail. Natürlich erblickte ich niemals einen Krampus mit Hörnern und Ringelschwanz, wohl aber andere Gestalten.

Manchmal führte ich lange, interessante Gespräche mit dämonischen Besuchern. Angst habe ich, wenn in Zeiten, in denen Unangenehmes zu schwer wird, in denen ich gedrückt bin, ein Dämon plötzlich neben mir steht, der mich lauernd beobachtet oder der mit größter Selbstverständlichkeit, als wäre er hier so recht daheim, durch die Türe hereinkommt, um durch die Hauswand zu verschwinden. Der kurze Weg genügt, mich verstehen zu lassen, daß er nur auf die Zeit wartet, da ich Mut und Hoffnung so restlos verliere, daß ich eine leichte Beute werde... Daß diese Gefahr besteht, weiß ich genau...

Angefangen haben diese Dinge in meinem Leben zu Beginn meiner Umkehr, zur Zeit, da zuerst die kleine Therese sich meiner bemächtigte, um mich nach und nach zu Christus zu führen. Erst lehnte ich — wie schon erwähnt — alle Manifestationen dieser Art ab, weil sie mir ins Reich des Okkultis-

mus zu gehören schienen. Dann aber blieb mir schließlich nichts übrig, als klein beizugeben und einzusehen, daß es tatsächlich himmlische Geister waren, die sich um mich bemühten. Leider blieb es nicht beim Interesse der „himmlischen“ Geister an meiner bescheidenen Person, sondern ich mußte bald merken, daß es zwei Nachtstunden gab, in denen mein Zimmer offensichtlich voll unguter, unsichtbarer Gegenwart war: es handelte sich um die mit Recht so genannte „Geisterstunde“ zwischen Mitternacht und ein Uhr, in der ich aber nur eher harmlose Poltergeister bemerkte, und um die Stunde des „großen Dämons“, wie ich sie nannte, zwischen drei und vier Uhr früh.

Auffallend ist, daß mir später verschiedene Menschen von ähnlichen Erlebnissen zur selben Zeit berichteten. Ein Arzt erwähnte, es sei überdies die Zeit der Todesangst bei Kranken und — in seiner Praxis — die häufigste Sterbestunde. Von all dem aber ahnte ich nichts.

Um diese Morgenstunde jedenfalls riß es mich regelmäßig aus dem Schlaf. Schatten flirrten über die Wand, ohne daß eine Lichtquelle die Ursache sein konnte. Oft weckte mich auch mein Hund, der noch mehr Angst als ich vor den geheimnisvollen Gegenwart hatte und der sich dann aufjaulend im Bett verkroch.

Bald merkte ich verblüfft, daß von mir bisher als mittelalterlicher Aberglaube verspottete Gegenmittel wie Weihwasser und Rosenkranz eine erstaunliche Abschreckwirkung hatten. Nicht immer, aber oft verschwanden nach deren Anwendung die „unsympathischen Persönlichkeiten“, die ich erst nur fühlte, später aber auch hörte.

So ertönten einmal gellende Schreie aus der

Ofenecke. Aus den Nebenzimmern stürzten mein Mann und unser alter Diener herein, um das nächtliche Phänomen zu untersuchen. Nichts war zu finden.

Kurz darauf, wieder um die Geisterstunde, kamen mein Mann und ich aus einer Gesellschaft nach Hause, woraufhin — als wir das Haustor aufsperrten — ähnliche gräßliche Schreie im dunklen Haus ertönten. Wir riefen laut, ob jemand Hilfe brauche, suchten mit der Taschenlampe jeden Winkel ab — es war in der Nachkriegszeit und die Stiegenbeleuchtung funktionierte noch nicht —, aber alles war wieder totenstill.

Vor Jahren, bei meinen ersten Exerzitien in Paray-le-Monial, war ich Zielscheibe besonderer nächtlicher Scherze. Von Paray-le-Monial ging die eigentliche Herz-Jesu-Verehrung aus, dort erschien Christus im siebzehnten Jahrhundert einer Heimsuchungsschwester, Marguerite-Marie Alacoque, mehrmals und bat sie, die göttliche Liebe unter dem Symbol des Herzens zu verehren.

Zwischen drei und vier Uhr früh schreckte ich aus dem Schlaf. Ich hatte das Gefühl, nicht allein im Zimmer zu sein, und zündete die Nachttischlampe an: niemand. Abends hatte ich den Wecker aufgezogen. Er war zwischen drei und vier Uhr stehengeblieben — das Werk war verdorben. Meine Armbanduhr zeigte dieselbe Zeit, der Wecker mußte also soeben berührt worden sein.

In der darauffolgenden Nacht wiederholte sich dasselbe. Nur stand diesmal die Armbanduhr zwischen drei und vier Uhr still — auch sie war verdorben. Die Aufziehschraube war abgerissen worden und fiel heraus, als ich die Uhr aufnahm.

Père Charmot SJ., bei dem ich meine Exerzitien

machte, lachte nur. Ich solle mich an solche Dinge gewöhnen und froh sein, wenn nichts Ärgeres geschähe. Marguerite-Marie Alacoque sei angeblich vom Dämon die Stiegen hinuntergeworfen worden, andere würden geschlagen oder auch angezündet. Solche Dämonenscherze gehörten eben zum mystischen Weg wie der Ausschlag zu Masern!

Ich muß hier noch erwähnen, daß jede derartige Manifestierung des Dämonischen äußerlich wahrnehmbare Zeichen hinterläßt.

Verschiedene Priester predigen mir immer wieder, doch keine Angst zu haben vor diesem „Theaterdonner“. Ich wäre infantil, mich wie ein Kind bei einer Märchenvorstellung zu fürchten, das Blechgerassel für Gewitter hält. Der Dämon könne zwar manches, dürfe aber nicht den freien Willen eines Menschen knechten, und das allein sei wichtig.

Aber ein boshaftes Sprichwort behauptet, daß nichts leichter zu ertragen ist als die Sorgen anderer Leute. Es ist darum leicht gepredigt, sich nicht zu fürchten...

Doch zurück zur Unterscheidung der Geister. Ignatius von Loyola, Teresa von Avila und andere Erfahrene stellten also eine Liste von Unterscheidungsmerkmalen auf, die mit Sicherheit anzeigen sollen, ob Einsprechungen und Visionen von Gott oder vom Dämon kommen. Auch darauf kann ich im beschränkten Rahmen dieses Buches nicht näher eingehen. Manche Menschen waren also überzeugt davon, den Fürsten der Welt, reiner Geist, und — wenn ich es so formulieren dürfte — sozusagen „intellectus purus“, katalogisieren und in menschliche Theorieumrahmung zwingen zu können. Meine eigenen Erfahrungen sind verschieden.

Ignatius glaubt, ein Unterscheidungszeichen darin zu sehen, daß dämonische Einsprechungen „hart auf die Seele niederprasseln“, während die große Teresa erfuhr, daß solche in ihrer Seele „Traurigkeit und Unmut“ hinterlassen. Ich persönlich könnte niemals behaupten, mit Sicherheit zu unterscheiden, was vom guten und was vom bösen Geist stammt. Vielleicht hat der Dämon seit dem 16. Jahrhundert die Taktik gewechselt, aber nach eigenen Erfahrungen und denen von Menschen ähnlicher Wege will mir nicht scheinen, daß er gewillt ist, sich in die Karten sehen zu lassen! Mir will scheinen, daß man als körpergebundenes Wesen einen körperlosen Geist schwer verstehen und noch weniger ihn von anderen unterscheiden kann. Aber vielleicht irre ich mich.

Persönlich ist mir bei Einsprechungen alles verdächtig, was der Eigenliebe schmeichelt oder irdisch allzu logisch wirkt. Wenn ich den Dämon und nicht Gott als „intellectus purus“ oder auch als reinste Logik bezeichne, so tue ich das, weil mir scheint, daß in den Auswirkungen der göttlichen Liebe vieles unlogisch wirken kann.

Der Dämon schmeichelt dem eigenen Ich bei allem, was er sagt, er lobt, er regt zur — immer logischen — Selbstüberhebung an ohne Rücksicht auf den Nebenmenschen.

Gott aber nimmt Rücksicht auf das Gleichgewicht der Liebe in seiner Schöpfung. Seine Einsprechungen scheinen daher oft unlogisch, weil gegen das Erdenglück gerichtet. Er treibt zum Opfer aus Liebe an, weil wir in ihm mit seiner Schöpfung verwoben wurden, mit allen, für die wir im mystischen Leib, in der Gemeinschaft der Zellen, durch unsere Liebe, unser aktives Lieben anderer, unser passives An-

nehmen der Liebe anderer (was beides als osmotischer Austausch der Liebe im Zellgefüge gleich wichtig ist!) verantwortlich sind.

Ich muß mich von den „Stimmen“ oft genug auslachen lassen, weil ich mich direkt freue, getadelt oder zu einem Opfer gezwungen zu werden; nur dann glaube ich nämlich, sicher nicht getäuscht zu werden. Natürlich heißt das nicht, daß man Gott als eine Art Moloch betrachten darf, der nur Opfer fordert, der nur das Gegenteil vom Erdenglück will. Das wäre unlogisch. Christusnachfolge bedeutet Ähnlichwerdung mit Christus — Ähnlichwerdung aber heißt Christus in der *Lebenshaltung an sich* nachzuahmen. Wie fröhlich war der Herr aber wohl im Freundeskreis, bei Hochzeiten, in all den frohen Stunden, von denen uns das Evangelium nur auszugsweise berichtet. Warum also sollte er den Jüngern späterer Jahrhunderte irdisches Wohlbehagen und Glück verbieten wollen?

Christus hat sicherlich die Apostel nicht nur getadelt, sondern auch gelobt. Ebenso kann der Journalist Gottes Lob- und Dankesworte seines Herrn hören, die er als so unverdient empfindet, daß er sich jedesmal zu verhören glaubt. Dann fürchtet er wohl, daß sie nicht von Gott kommen, sondern vom unguten Geist, daß er sie sich einbildet oder daß sie aus dem Unterbewußtsein steigen, das eigenes Versagen rechtfertigen will.

Angela von Foligno, eine Mystikerin des Mittelalters, fürchtete einmal, durch ein Lob Gottes hochmütig zu werden. Da bat der Herr sie, die Wirkungen zu prüfen, die diese Lobesworte in ihr hervorbrächten. Spüre sie Hochmut? Selbstüberhebung? Wäre sie stolz, ausgezeichnet zu werden vor anderen? Nein? Sie müsse zugeben, daß sie im Gegen-

teil immer mehr die eigene Unwürdigkeit den Gnaden gegenüber fühle? Dann könne sie über die Herkunft der Stimmen beruhigt sein!<sup>135</sup>

Ich könnte mir nicht vorstellen, daß jemand durch mystische Gnaden hochmütig wird. Worauf sollte er sich denn auch etwas einbilden? Ein Klaviervirtuose übt täglich stundenlang, um seine natürliche Begabung auszuwerten. Der Journalist Gottes aber tut nichts aus eigenem dazu! Die Übernatur baut lediglich auf seiner natürlichen Empfangsbereitschaft auf. Er „übt“ aber nicht die Mystik, kann also darin auch kein Virtuose werden. Er *kann* zwar ein Heiliger werden, indem er die freiwillige Zustimmung zu allem übt, was Gott über ihn verhängt, aber dazu braucht er keine mystischen Gnaden; die Willenshaltung, in der die Heiligkeit an sich besteht, hat jeder Christ auf jedem Weg zu üben!

„AN IHREN FRÜCHTEN SOLLT IHR SIE ER-  
KENNEN . . .“

Poulain zitiert als Experte der Geisterunterscheidung natürlich oft Teresa von Avila. So erwähnt er, daß sie im 25. Kapitel ihres „Lebens“ über göttliche Einsprechungen sagt, die Worte Gottes wären so majestätisch, daß man sie sofort als solche erkenne; man fühle, sie kämen von jemandem Heiligen, Weisen, kurz von einer großen Autorität. Man erzittere bei Tadel und verglühe vor Liebe, wenn man gelobt würde<sup>86</sup>.

Ignatius von Loyola führt seinerseits als untrügliches Kennzeichen an, daß man bei echten Visionen oder Einsprechungen überzeugt sei, daß Gott zu uns spricht, und daß alles Erlebte tiefsten Frieden in der Seele zurücklasse.

Persönlich erlebte ich manche Visionen voll göttlicher Autorität und Herrlichkeit, bei denen für mich kein Zweifel möglich war, woher sie stammten. Sie hinterließen in mir als Gnade eine viel innigere Verbindung mit Gott, die angeblich eines der sichersten positiven Zeichen ist; ich brannte vor Gottesliebe, ich war voll tiefsten Friedens, kurz alle „sicheren Zeichen“ der Einwirkung des guten Geistes waren vorhanden. Und trotzdem meinte der Seelenführer, diese Visionen kämen nicht von Gott.

Poulain zählt in einer Fußnote<sup>87</sup> zweiunddreißig zum Teil berühmte Heilige auf, die falsche Offenbarungen erhielten. Zu Recht unterstreicht er, daß man deshalb Privatoffenbarungen weder insgesamt verwerfen noch blind glauben dürfe. Jedenfalls dürfe aus Achtung vor Heiligen nicht verschwiegen

werden, daß deren Leben auch viel enthalte, das auf Einbildung beruhe. Leo XIII. bat die Historiker, an das Wort Ciceros zu denken, „nichts Falsches zu sagen, aber auch nichts Wahres zu verschweigen“. (Ne quid falsi dicere audeat: ne quid veri non audeat. Brief Saepe numero 18. August 1883.)

Unstreitig besteht bei inneren Einsprechungen die Gefahr, etwas zu hören, was man gerne hören will. Es ist daher verständlich, daß Ordensleute sich einbilden können, Dinge zu hören, die ihrer Ordenstradition entsprechen, während andere das Gegenteil vernehmen. So hörten manche einiges auch in dogmatischer Hinsicht, das Ansichten ihres Jahrhunderts entsprach, während Nachfahren wieder ganz anderes erlebten.

Die Gefahr der Selbsttäuschung ist sicher gegeben. Eines Sonntags bekam mein Mann beispielsweise eine leichte Magenverstimmung. Er hatte etwas erhöhte Temperatur und beschloß, im Bett zu bleiben und sich mit Tierkohle auszukurieren. Wir waren bei einer Cousine eingeladen gewesen, zu der ich nun allein zum Tee ging. Sie riet mir dringendst, den Arzt kommen zu lassen, vielleicht sei es eine Blinddarmentzündung. Weder mein Mann noch ich wollten etwas davon wissen, es wäre uns gar nicht eingefallen, wegen so einer Kleinigkeit den Arzt aus seiner Sonntagsruhe aufzustören! Ich ging in die Abendmesse, wo ich — doch etwas unruhig — für meinen Mann betete. Im Rahmen eines liebevollen, eindringlichen inneren Gespräches wurde ich beruhigt, ich solle mich nicht aufregen, es handle sich wirklich nur um eine Magenverstimmung, die bald vorbei sein werde.

Da ich aber prinzipiell der Vernunft den Vorrang vor Einsprechungen gebe, rief ich abends doch den

Arzt an, weil mein Mann sich nicht besser fühlte. Nun, es war doch eine Blinddarmentzündung und höchste Zeit zur Operation!

Wegen solcher Ereignisse muß ein Weg an sich aber noch nicht falsch sein. Ein Theologe sagte mir, seinetwegen könnten alle Visionen und Einsprechungen auf natürliche Ursachen zurückzuführen sein; darauf komme es gar nicht an. Wichtig sei allein das Ziel, dem das ganze Leben zustrebe.

Wie erwähnt, hatte sich bald nach den ersten Einsprechungen meine Weltanschauung grundlegend gewandelt. Ich staunte selbst über meine Annäherung an die katholische Kirche und über meine neue Einstellung zu Opfer und Kränkung. Am unverständlichsten war mir das eigene Bedürfnis nach Unterordnung unter die kirchliche Autorität.

War Christus die Ursache?

Andere behaupteten es; ich leugnete entschieden. Denn Erfahrungen wie die mit der Blinddarmentzündung machten mich damals noch völlig ratlos. Theologen beruhigten mich zwar immer wieder über meinen Weg im allgemeinen und solche Dinge im besonderen; trotzdem erlebe ich auch heute noch Zeiten bitterer Angst, in denen mir alles wie purer Unsinn vorkommt und ich die Menschen auf „normalen“ Wegen zutiefst beneide. Dann ist die Versuchung überstark, jeder „Mystik“ ein „njet“ zu sagen, keinem inneren Auftrag mehr zu folgen und — wie man es Teresa von Avila lehrte — die „Feige“ zu machen, das heißt bei jeder Vision die Finger zu kreuzen als Abwehr gegen böse Einflüsse.

Diese innere Auflehnung dauert nur so lange, als der Herr sie zuläßt. Wenn es ihm zu dumm wird, erklärt er mit ein paar Worten seinen Willen. Selbstverständlich gehorcht man dann sofort.

An sich sollte mir die Ursache der Einsprechungen und Visionen gleichgültig sein; ob sie aus Einbildung, Geltungsdrang oder parapsychologischen Gründen stammen, solange der Inhalt mein Leben und das anderer positiv in christlichem Sinn beeinflußt, ist das die Hauptsache. Trotzdem bleibt manches subjektiv quälend.

Père Charmot SJ. antwortete mir einmal brieflich auf solche Zweifel:

„Ich habe dasselbe Prinzip wie der heilige Ignatius, und ich finde es ausgezeichnet:

Beurteilen Sie den übernatürlichen Charakter Ihres Zustandes nicht aus der Ursache, sondern nach dem Erfolg. Die Ursache kann nicht unmittelbar erkannt werden, weil der Dämon Gott nachäffen kann. Darin besteht seine Macht; dann bezeichnet man ihn als Engel des Lichts. Der Dämon kann aber nicht, ohne sich selbst zu bekämpfen, ohne sich selbst zu verleugnen, ohne für Gott zu arbeiten, Tugenden hervorbringen. Alles, was uns besser macht, alles, was uns näher zu Gott schreiten läßt, kann nur von Gott allein stammen. Das aber trifft bei Ihnen zu, denn das Gute, das Sie tun, stammt bestimmt von Gott. Würde der Dämon behaupten, daß ‚es nur von ihm käme‘ — müßte man ihn verlachen, weil er eine Niederlage erlitt und nun zu täuschen trachtet . . .“

Jeder gute Baum bringt freilich gute Früchte, aber jeder gute Obstbaum trägt auch soundso viele wurmige, faule Früchte, ohne an sich ein schlechter Baum zu sein! Das sagt man mir zum Trost.

Poulain zählt fünf Gründe als Ursache der Irrtümer bei Offenbarungen<sup>33</sup> auf:

1. Falsche Auslegung von Offenbarungen oder Visionen.

2. Nichtbeachtung der Tatsache, daß historische Ereignisse oft nur beiläufig richtig vorkommen.

3. Die Vermengung menschlicher (geistiger) Aktivität<sup>39</sup> mit übernatürlichem Geschehen während der Offenbarung.

4. Die Änderungen, die der Seher unfreiwillig im Nachhinein macht; und

5. schließlich die allfälligen eigenmächtigen Änderungen von Sekretären, denen die Offenbarungen diktiert wurden, oder auch von Verlegern.

Zu Punkt eins erwähnte ich bereits, daß Johannes vom Kreuz an einigen Stellen betont, man verstehe bei Offenbarungen oft den tieferen Sinn nicht, weil man nur den irdischen begreife. So glaube man, daß sie falsch wären. Offenbarungen wären stets, auch wenn sie apodiktisch gesagt werden, in der Möglichkeitsform gemeint; als Jahwe dem Propheten Jonas den Untergang Ninives vorhersagte, habe Gott also die reservatio mentalis gehabt, zu denken, „Ninive werde untergehen, FALLS es sich nicht bekehre“. Und als der König und sein Volk Buße taten, ließ Gott sich tatsächlich erweichen, so daß die Stadt verschont blieb.

Johannes vom Kreuz führt nun eine ganze Reihe anderer ähnlicher Beispiele an<sup>40</sup>, bei denen Vorhersagen, die man zu wörtlich auffaßte, nicht eintrafen. Angeblich wollte Gott die unter der äußeren Schale verborgene substantielle Wahrheit vermitteln, den wahren Geist, der die buchstäbliche Bedeutungsweite übertraf.

So zitiert auch Scaramelli<sup>41</sup> viele solcher Beispiele aus der Geschichte der Mystik. Poulain unterstreicht, Johanna von Orleans habe den Richtern erklärt, sie hätte ihre Stimmen gefragt, ob sie verbrannt würde. Sie habe zur Antwort erhalten, sie

möge sich dem Herrn überantworten, er werde ihr helfen. Die heilige Katharina habe ihr Hilfe versprochen, und sie sei sicher, daß damit ihre Befreiung gemeint sei: „... Meine Stimmen sagen mir meistens, daß ich durch einen großen Sieg befreit würde!“<sup>42</sup>

Durch einen Sieg? Natürlich kann man — wie bei vielem — auch hier sagen, daß ein standhaft ertragenes Martyrium aus Liebe zu Gott immer ein „großer Sieg“ des Himmels sei!

Aber stimmt es nicht, daß Gott völlig frei ist, Dinge zu sagen oder sagen zu lassen, die, aus unserer Dimension gesehen, unwahr wirken? Das Alte Testament bietet gerade hier eine Fülle von Beispielen, die gewiß nicht dazu angetan sind, das Vertrauen in innere Stimmen zu stärken.

Dem Menschen kommt es nicht zu, Gott gute Lehren zu erteilen. Wenn Gott jemandem etwas sagen will, was diesem oder anderen helfen kann, so hat dieser es aufzunehmen. Man darf sich nicht anmaßen, selbst die Spreu vom Weizen zu scheiden, sondern muß das der geistlichen Obrigkeit überlassen.

Wir haben uns demnach nur um die von uns individuell verlangte Fruchttragung zu kümmern, nicht aber daran herumzurätseln, warum wir so und nicht anders „gedüngt“ werden.

Es ist nun einmal eine unangenehme Regel, daß Obstkulturen nicht mit Kölnischwasser gedüngt werden und daß Früchte im Garten Gottes selten in einem Klima herzerquickender Ruhe gedeihen! Vielleicht gibt Gott diese Zweifel als negative Gnaden, als Gnaden, die vom Betreffenden als negativ empfunden werden, die aber nur dazu dienen, daß man dem eigenen Urteil mißtraut.

Es war ein langer Weg, bis ich einsah, daß nichts so subjektiv ist wie die Wahrheit.

Die Rose ist rot für den Normalsichtigen, aber nicht für den Farbenblinden. Für den Weitsichtigen ist es „Wahrheit“, daß in der Ferne ein Berg steht, nicht aber für den Kurzsichtigen. Dadurch wird die Wahrheit an sich nicht subjektiviert, weil die Rose rot ist und der Berg in der Ferne wirklich existiert, aber es muß doch festgestellt werden, daß weder der Farbenblinde noch der Kurzsichtige etwas dafür können, wenn sie die Wahrheit anderer nicht sehen. Der Maulwurf sieht nun einmal nicht die Dinge aus der Vogelperspektive und der Vogel nicht aus der Weltraumperspektive!

Trifft heute etwas anders ein, als es mir vorhergesagt wurde, rege ich mich viel weniger auf als früher. Ich sage mir: Entweder habe ich falsch verstanden oder der Herr will sehen, ob ich nach wie vor Vernunft und Gehorsam den Vorrang über Einsprechungen gebe.

Doch zurück zur Tatsache, daß auch historische Ereignisse, wie man sie in der Vision erlebt, oft nicht stimmen: Gott wollte — um nur zwei Beispiele zu nennen — weder bei Katharina Emmerich noch bei Therese von Konnersreuth, die beide so viele Visionen der Passion Christi hatten, einen Geschichtskurs halten. Es kam ihm offensichtlich vor allem auf den Symbolgehalt an. So kritisierten Geschichtsforscher, daß Therese von Konnersreuth bei Visionen den Mond nicht so sah, wie er angeblich in Palästina aussieht. Folglich, schlußfolgerten die Weisen dieser Welt, müsse die ganze Vision falsch sein!

Man vergißt dabei, daß der Mystiker, besonders wenn er während der Ekstase spricht, auch eigene

Gedanken unbewußt einmengen kann, die er dann Gott zuschreibt<sup>48</sup>. Abgesehen davon kann der Betreffende manches hören, das einen tiefen Sinn hat, obwohl Nebensächliches vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus falsch ist.

Wurde denn nicht der Pelikan jahrhundertlang — ja selbst heute noch — als Symbol Christi betrachtet, weil man glaubte, er ernähre die Jungen mit seinem Blut? Man weiß längst, daß das keinem Pelikan einfällt! Trotzdem aber bleibt der Symbolgehalt bestehen.

Mich störte es früher sehr, wenn mir Gleichnisse gesagt wurden, deren Sinn ich zwar verstand, die aber naturwissenschaftlich unrichtig waren. So wurde ich einmal in einer Vision ermahnt, mir ein Stiefmütterchen zum Vorbild zu nehmen, weil seine Blüte Regen und Sonne vom Himmel aufnehme, kurz alles vom Himmel empfangen, um es in die Wurzel, also ins Irdische, weiterzuleiten. Eine Biologin, der ich das erzählte, antwortete trocken, daß der Fruchtknoten jede Überleitung von Flüssigkeit in die Wurzeln oder auch nur den Stengel verhindere... Die Probe aufs Exempel zeigte mir, daß sie recht hatte. Wie war es möglich, Dinge in einer Vision zu hören, die so schön und richtig wirkten und doch grundfalsch waren?

Zweifellos war die Vision an sich unrichtig. Und doch hatte sie den Symbolgehalt, auf den es wohl allein ankam, weil man wirklich alles, was man von oben bekommt, so verwerten soll, daß es das Irdische befruchtet; alles, was uns die Übernatur schenkt, soll unsere Natur durchdringen im Wechselaustausch, so wie alles Irdische unseres Daseins, dem Himmel entgegengehalten, zu ihm emporströmen soll.

Natürlich kann man mir vorwerfen, daß ich Dinge umdeute, daß ich einen Wahrheitskern zu finden trachte, weil es mir nicht paßt, die Unrichtigkeit einer Vision zuzugeben. Mag sein. Jedenfalls finde ich das hier leichter als bei den früher zitierten Ansichten Johannes' vom Kreuz, der Gott damit entschuldigt, er habe Abraham zwar versprochen, daß Isaak das gelobte Land betreten werde, und obwohl seine Nachkommen es in Wirklichkeit erst 300 Jahre später bekamen, sei die Prophezeiung trotzdem richtig gewesen. Dasselbe sagt Johannes von Jakob, dem Gott versprach, er werde aus Ägypten zurückkehren, während er in Wirklichkeit unterwegs starb. Auch diese Vorhersage sei „in tieferem Sinn wahr gewesen“.

Ich gebe zu, daß ich hier weder mitkomme noch für gut halte, den lieben Gott absolut entschuldigen zu wollen, weil er das eben nicht nötig hat! Wenn man will, kann man allenfalls noch bei Symbolvisionen behaupten, sie hätten einen tieferen Sinn als das nackte Wort; bei klaren, eindeutigen Vorhersagen ohne jeden Hintersinn ist das aber schwer zu vertreten.

Man soll die Dinge nehmen wie sie sind, auch wenn das höchst unbequem ist. Amort schreibt, daß „Offenbarungen von Menschen, deren Heiligkeit und Lehren von Kirchenlehrern und Päpsten anerkannt wurden, einander oft widersprochen hätten, so wie es bei der heiligen Brigitte, der heiligen Gertrud, der heiligen Katharina von Siena der Fall war...“<sup>44</sup>

P. Lancicius, den Benedikt XIV. in De Canon I. III, c. LIII, Nr. 17 erwähnt, formuliert das noch schärfer:

„Ich könnte mehrere Ekstatikerinnen aufzählen,

die der Heilige Stuhl den Heiligen beigesellt hat. Ich habe ihre Offenbarungen, die sie während oder nach der Ekstase zu empfangen glaubten, gelesen. Sie sind voll Halluzinationen, und deshalb hat man die Drucklegung verboten!“

Bei vielen Mystikern, insbesondere bei denen des Mittelalters, wimmelt es von zeitbedingten wissenschaftlichen Irrtümern. Nach Poulain liegt der Grund wohl darin, daß Gott diese „Journalisten“ als Lehrer der Tugend beglaubigen wollte, daß niemand sie aber ernst genommen hätte, wenn die Einsprechungen dem Zeitwissen nicht entsprochen hätten. Hätten sie beispielsweise im Mittelalter Offenbarungen über den Raumflug erhalten, wären sie als Teufelsbündler verbrannt, statt als Heilige verehrt worden; was immer sich um das den reinen Geistern vorbehaltene Flugvermögen drehte, konnte, wenn der Mensch es zu erfahren glaubte, nur vom gefallenem Engel stammen.

Wir haben schon gesehen, daß alle Journalisten Gottes in der Sprache ihrer Zeit und Nation, mit dem Wissen ihrer Zeit und ihrer sozialen Schichte den Zeitgenossen die Wünsche Gottes zu vermitteln haben. Selbst Wünsche der göttlichen Liebe sind — wie die von Paray-le-Monial — in Ausdrucksform und Wesensart zeitgebunden und der augenblicklichen Denkweise angepaßt.

Minnesänger besangen die Liebe anders als die Biedermeierzeit, Liebesbriefe unserer Großeltern kommen uns komisch und „geschwollen“ vor, während die Generation der Jahrhundertwende unsere Ausdrucksform als kalt und lieblos empfunden hätte; tatsächlich hat sie sich nur dem nüchternen Zeitgeist angepaßt, der in Kunst und Bauweise ja auch zum Ausdruck kommt.

Als Zeichen des rechten Weges werden von manchen Theologen beim Mystiker Angst vor möglicher Täuschung durch Einsprechungen, Offenheit bei der Aussprache mit dem Seelenführer und mangelnder Wunsch nach Offenbarungen genannt<sup>45</sup>.

Ich verstehe eigentlich nicht, daß man das unterstreichen muß. Angst vor Täuschung auf einem Weg, wo so viele sich verirrt, ist nur logisch. Offenheit im Bericht erst recht: Denn wie sollte man bei den unheimlichen, sturmbrausenden, eisigen, tropischen, nebelfeuchten, ausdörrenden, schwindelerregenden Gratwanderungen neben Abgründen hin keinen Führer wollen, der das Leitseil hält und den Weg kennt? !

Und welcher Narr würde schließlich Offenbarungen ersehnen, wenn alle, die es wissen müssen, schreien, daß jeder geistige Trost dieser Art von Gott nur als Vorbereitung für große Leiden, Verleumdungen und Demütigungen aller Art gegeben wird? Wenn Teresa von Avila sagt, daß niemand diesen Weg ersehnt, der nur ahnt, was ihn darauf an Prüfung und Leid erwartet? Wenn als wichtigste Wegmarkierung des guten Weges „schwere Prüfungen, Krankheiten, Schwierigkeiten, Mißerfolg in wichtigen Unternehmungen usw.“ genannt werden<sup>46</sup>?

Immer wieder hört man, daß Kreuz und Gnade Zeichen besonderen göttlichen Wohlwollens sind, die wechselseitig aufeinander vorbereiten. Bekäme jemand Offenbarungen ohne Heimsuchung schwerer Prüfungen, wäre der Weg eo ipso verdächtig.

Behauptet nicht Teresa von Avila, alle, die viel Liebe hätten, würden von Gott wert befunden, für ihn viel zu leiden? Es ist so wichtig, unseren Blickpunkt nicht auf Gott zu transponieren! Würde je-

mand auf Erden Freunde, die sich besonders für ihn bemühten, belohnen, indem er sie möglichst quält? Und doch behauptet Père Marie-Eugène OCD. in seinem Werk über die Karmelheiligen „Ich will Gott schauen“, daß „Gott seine Heiligen wirklich wunderbar zu quälen versteht...“

Nein, der Mensch würde nicht so handeln. Warum es Gott aber tut oder auch nur zuläßt, daß seine menschlichen Instrumente seine Auserwählten und seine besonders Begnadeten auch besonders quälen? Wahrscheinlich deshalb, weil seine Wege nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken sind, weil er uns keine Rechenschaft schuldet, inwiefern Prüfungen, Krankheit, Leid, Tod, Enttäuschungen dazu da sind, unsere Treue, unseren Trotzdemglauben zu beweisen, inwiefern sie der Miterlösung unserer Mitmenschen dienen oder inwiefern sie dämonisch sind. Es ist so müßig, Gott mit Menschenmaß messen zu wollen! Je mehr man sich ihm überliefert, desto mehr wird man zermahlen. Sagte Christus nicht, daß das Korn erst in der Erde sterben muß, damit es vielfältige Frucht bringt? Erging es ihm, der sich seinem göttlichen Vater in Liebe überlieferte, denn anders als uns? Viele meinen, das sei ein schwacher Trost, weil er doch Gottes Sohn war, dessen Leiden freiwillig angenommen war, weil, wie er betonte, er ja seinen Vater hätte um Engelscharen zur Befreiung bitten können und es doch nicht tat, weil Leiden aber, das freiwillig ist, für den Betreffenden sinnvoll wird. Die buddhistischen Mönche, die sich in Vietnam freiwillig als Protest gegen Unterdrückungsmaßnahmen verbrennen, wissen, warum sie leiden. Ebenso wußte Christus, wozu sein Opfertod diene, während eine Johanna von Orleans, durch innere

Stimmen zu einem Weg gezwungen, der sie zum Scheiterhaufen führte, kaum viel Sinnvolles für ihre gescheiterte Mission darin sehen konnte.

Wie immer das aber auch sein mag — der Mensch muß erkennen, daß er von Gott keine Rechenschaft zu fordern, sondern daß er sie unverstehend abzugeben hat. Jeder hat seine ihm subjektiv aufgetragene Standespflicht zu erfüllen. Ist er als Journalist Gottes angestellt, so hat er die Pflichten und Härten dieses Standes zu ertragen, ohne beneidend auf Nebenmenschen zu schießen, die zu anderem bestimmt wurden.

## JEDER AUF SEINE ART

---

Zu den wesentlichsten Versuchungen jedes aktiven Menschen — zu denen ich mich zähle — gehört die Versuchung, das innere Gebet besonders in Krisenzeiten aufzugeben.

Ich bewundere die „Vorzugsschüler“ Gottes, die von vornherein mit allem einverstanden sind, was er tut. Aber ebenso wie ich in der Schule Vorzugsschüler in Mathematik bewunderte, ohne Nachahmungsmöglichkeit, fehlt mir auch hier leider jedes natürliche Talent zu dieser Haltung. Sicherlich könnte mich die Gnade Gottes wandeln, bisher geschah das aber nicht.

Auch hier tröste ich mich mit Gleichnissen und finde wieder einmal solche aus dem Tierreich treffend. Neulich sah ich zwei spielenden Hunden zu, einem Spaniel und einem schottischen Terrier, auch Scotch genannt. Spaniels sind bekanntlich, wie fast alle langhaarigen Jagdhunde, weiche, sensible Tiere. Jemand behauptete von seinem Gordonsetter, er würde, wie alle seinesgleichen, eine Streichelmachine brauchen, weil Menschenhände dem Tagesbedarf nicht genügen. Solche Hunde sind glücklich, wenn sie bei ihrem Herrn liegen, um ihn anzuhimmeln. Sie lassen einfach alles mit sich geschehen, ob man ihre Ohren zu einer Masche bindet, mit den Pfoten Striezzeln flicht oder was immer man tut — sie strahlen förmlich vor Überzeugung, daß ihr Herr ihnen nur Liebes tut und gar nichts anderes tun will! Manche Freunde bezeichnen ihre Spaniels darum auch als „heilige Hunde“. Unter den vielen Hunden, die ich besaß, befand sich kein solcher, weil ich es für wichtig halte, daß Herr und Hund

zusammenpassen. Da ich selbst aber weder sanftmütig noch demütig bin, lagen mir Scotchterrier und Boxer mehr.

Die beiden Hunde also, denen ich zusah, waren typische Vertreter ihrer Rasse: Der Spaniel legte sich auf den Rücken, streckte alle vier Pfoten, Ergebung anzeigend, in die Luft, während der Terrier mit Scheinknurren und Scheingebell um ihn herumsprang.

Niemals würde ein Terrier willenlos mit sich alles geschehen lassen wie ein Spaniel. Er würde entweder entwischen oder sogar — *horribile dictu* — nach seinem Herrn schnappen, wenn der ihn ärgert. Dabei sind beide Rassen Jagdhunde. Der Spaniel aber apportiert meist angeschossenes Wassergeflügel oder kleines Wild, wie Hasen, die nicht sehr wehrhaft sind, während der Terrier als Schlieflhund Fuchs oder Dachs — unverletzt und daher bissig — aus dem Bau stöbert, respektive ein typischer Rattenfänger am Hof ist, der es mit jedem böartigen Nager aufnimmt. Beide Rassen sind temperamentmäßig und charakterlich ihrer „Standespflicht“ angepaßt und auf sie hin gezüchtet. Der Besitzer und Züchter braucht beide Rassen in ihrer Eigenart.

Ich ziehe nun die Analogie zum Geistigen. In meinem Büchlein „Hirtenhund Gottes“<sup>47</sup> schrieb ich über uns menschliche Hirtenhunde. Aber auch Hirtenhunde sind rassemäßig untereinander grundverschieden, obwohl sie — diesmal — an sich denselben „Beruf“ haben. Der deutsche Schäferhund ist charaktermäßig anders als der ungarische Puli, ein schottischer Collie — wie der Filmhund „Lassie“ — hat nicht dieselben Eigenschaften wie der Bastard im Bergdorf. Alle diese vierbeinigen Hirten hüten

zwar die Herde, haben aber jeder seine Eigenart, die sie für ein bestimmtes Klima und für bestimmte Herdentiere respektive Rassen geeignet oder ungeeignet macht.

Wir Menschen sind ebenso verschieden. Gott weiß das genau, er trägt dem Rechnung und verlangt von jenen, deren Charakter unsanft ist, nicht, daß sie Leiden lieben oder auch nur froh annehmen, was Gott an schwerer Prüfung schickt. Andere aber mit „Spanielcharakter“, die voll Sanftmut sind, können mit der kleinen Therese sagen, daß alles sie freut, was Gott uns tut.

Ich höre förmlich den bösen Einwand, ob Christus denn nicht befohlen habe, sanftmütig und demütig zu sein wie er? !

Das stimmt. Trotzdem trieb er aber die Verkäufer mit der Peitsche aus dem Tempel, und weder sie noch die Pharisäer werden ihn als Muster der Sanftmut und Demut betrachtet haben! Außerdem sagte er, daß er nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und daß dieses Schwert Hausgenossen und Familienangehörige so entzweiten werde, daß sie einander zu Feinden würden.

Es ist immer gefährlich, aus dem Evangelium Teilaspekte zu reißen. Christus war ein ganzer Mann, mit der Gefühlsskala eines echten Mannes, die vom Zorn bis zu Tränen der Trauer oder des Mitleids reicht!

Ich sagte schon, daß viele den christlichen Heiligen mit einem heidnischen Stoiker zu verwechseln scheinen. Christus war weder auf dem Ölberg, in Blutschweiß und Todesangst, noch am Kreuz ein Stoiker, der ungerührt und heroisch alles über sich ergehen ließ. Man kann weder ein Wort von ihm aus der Gesamtheit des Lebens reißen, noch darf

man den Einzelweg mancher Heiliger zur Norm erheben.

Ebensowenig wie der ergebene, demütige Charakter eines Spaniels Norm aller Hunderassen ist, die andere Aufgaben für ihren Herrn zu erledigen haben, ebensowenig darf man glauben, jeder Mensch müsse freudig und gottergeben Prüfungen begrüßen. Es ist eine der größten Gnaden im Leben, zu glauben, daß selbst das Böse letztlich gut ist, weil Gott es zuläßt und zum Besten von denen wendet, die ihn lieben. Mir fällt das nach wie vor sehr schwer und darum wurde mir einmal, am Christkönigsfest, eine Art Credo vorgesagt, das ich aufschreiben und aufbewahren mußte. Es lautet:

„Credo, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist!

Credo, daß der Dämon nur das darf, was Gott ihm erlaubt!

Credo, daß dem Dämon daher vieles unmöglich ist!

• Credo, daß Gott auch den Dämon zur Erzielung seiner Pläne benützt!“

Es ist eine unverdienbare Gnade, glauben zu können, daß Leid Erziehungsmittel oder sogar Liebesbeweis Gottes ist, eine Gnade, die der eine, auf seinem ruhigen, sanften, gottergebenen Temperament aufbauend, haben mag, während der andere sie nicht erhält, weil sie seinem Charakter widerspricht. Auch im Gnadenleben baut die Übernatur ja oft auf der Natur auf und bricht nicht die natürliche Veranlagung. Der eine Mensch wartet alles passiv ab, während der andere nach dem Motto „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ lebt. Wer naturgemäß aktiv und sogar aggressiv ist, ist es

unwillkürlich allem — selbst Gott — gegenüber. Der Wille kann sich in Selbstbeherrschung üben, aber er kann nichts gegen das Gefühlsleben an sich ausrichten, soweit es körperlich, erbwertlich, seelisch bedingt ist. Man kann Gefühle unterdrücken, sublimieren, sie nicht ausbrechen lassen, aber man kann sie nicht aus der Welt schaffen, wenn sie zu einem gehören. Der eine ist schmerzempfindlich, der andere nicht, der eine ängstlich, der andere nicht, der eine leicht durstig, der andere nicht, der eine sensibel, der andere nicht.

Ich will damit, wie gesagt, weder ein Aufbegehren gegen Gott entschuldigen noch behaupten, daß die Gnade Gottes keine Mutationen machen kann, die aus einem geistigen „Terrier“ einen geistigen „Spaniel“ machen. Da aber, wie wir sahen, die Übernatur die Natur im allgemeinen nicht zerstört, sondern die Gnade auf natürlichen Gegebenheiten aufbaut, glaube ich, daß Gott eben allem Rechnung trägt, was er selbst in den Charakter seiner Geschöpfe pflanzte. Man denke nur an die graphologischen Studien eines P. Moretti<sup>48</sup>.

Zu den rätselhaftesten Szenen im Evangelium gehört die von Bethanien: Martha, die gute Hausfrau, die Aktive, schießt herum, kocht, deckt, während ihre Schwester Maria, die ruhige, passive Natur, zu Füßen Christi sitzt und ihm zuhört.

Martha findet — mit Recht —, daß die Anwesenden auch Gäste der Schwester sind, die mithelfen soll, damit sie, Martha, dann auch zuhören kann. Sie bittet Jesus daher, Maria zur Mithilfe zu bewegen. Aber er lehnt nicht nur ab, sondern verläßt die Gastfreundliche, indem er den Faulpelz in Schutz nimmt<sup>49</sup>!

In der von Alexander Zwettler herausgegebenen

Ausgabe<sup>50</sup> heißt es dazu in einer Fußnote, daß „die Sorge um das irdische Wohlergehen das Streben nach dem ewigen Heil nicht behindern darf . . .“ Gut und schön, aber wie verhält es sich, wenn es sich nicht um das Wohlergehen des lieben Ich, sondern um das der Mitmenschen handelt? !

Keiner zweifelt daran, daß Maria klüger war! Keine Hausfrau, die sich für andere hundemüde schuftet, bezweifelt, daß Faule im Grunde genommen recht haben! Nur ist das erstens leider selten die Ansicht des Hausherrn und seiner Gäste, zweitens auch Temperamentssache. Eine gute Hausfrau wäre unglücklich, ihren Gästen kein ordentliches Essen vorzusetzen. Andere stellen Ankommenden freilich Konservendosen hin, um Kochen und Geschirrwaschen zu ersparen. Auch diese erwählten den „besseren Teil“, weil durch die ersparte Zeit die Hausfrau wirklich den Gesprächen zuhören kann, statt sich in der Küche abzuhetzen. Gehört es aber nicht zur Standespflicht der Hausfrau, für das Wohl der Gäste zu sorgen? Beschauliche Orden, denen man vorwirft, daß unsere Zeit vor allem ein apostolisch-aktives Christentum braucht, führen diese Worte Christi zu Maria als Beweis an, daß „stilles Hören“ besser ist als aktives Lieben, das heißt als karitative Arbeit.

Die kleine Therese vom Kinde Jesus, als Karmelitin selbst beschauliche Ordensfrau, schreibt über diese Szene, Jesus habe nur den Übereifer, die Hast Marthas getadelt, sicherlich aber nicht ihre Hausarbeit, weil jede Frau, auch die Gottesmutter, sie verrichtete.

Das kann sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß auch der aktivste Mensch an sich lieber — zumindest zeitweilig — in Stille und Abgeschlossen-

heit lebt, daß aber die Überfülle apostolischer Notwendigkeit in Schulen, Waisenhäusern, Krankenpflege oder wo immer ihm nicht die Möglichkeit dazu gibt. In vielen aktiven Orden sind die Schwestern so überlastet, daß sie buchstäblich kaum mehr zum Beten kommen.

Ich schreibe so ausführlich darüber, weil dieses Problem zu einem Zentralthema der Mystik wurde. Man wirft Mystikern, die vor allem in vergangenen Jahrhunderten wohl hauptsächlich in beschaulichen Orden lebten, Egoismus vor. Es ist derselbe Vorwurf, den Martha für Maria hatte! Man findet es egoistisch, sich dem Heil der eigenen Seele zu widmen, während so viele Kranke keine rechte Pflege, so viele Jugendliche keine rechte Erziehung bekommen, weil es überall an Opferwilligen fehlt, die das eigene Glück dem anderer Menschen unterordnen.

Ich kann hier nicht weiter darauf eingehen, aber vielleicht müßte man sich fragen, ob der Wechselaustausch an Liebe zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht mit dem Wert einer brennenden Kerze oder einer schönen Blume zu vergleichen wäre? Kerze und Blume haben nämlich nicht nur Daseinswert, wenn sie einen Wohnraum erhellen respektive durchduften, sondern auch dann, wenn sie „nur“ zur Ehre Gottes am Altar vergehen.

Es ist Blickpunktssache, dem Schöpfer zu erlauben, seine Geschöpfe — die schließlich sein Eigentum sind — zu seinem ausschließlichen Dienst zu bestellen, oder ihm dieses Recht abzusprechen.

Hat der Herr aber das Recht, Menschen den besonderen Wunsch einzugeben, sich schweigend, anbetend, liebend seinem Dienst zu widmen; gibt er diesen Menschen die sichere Überzeugung ein, am rechten Weg zu sein; sendet er ihnen überdies

geistliche Berater, die der Überzeugung sind, daß auch das Reich Gottes manueller und geistiger Arbeiter bedarf und daß auch Beten und Lieben voll wirksamer Dynamik sind und nicht nur das aktive Apostolat, so sollte das genügen.

Die kleine Therese fühlte sich in ihrer Berufung zur beschaulich-liebenden Mitarbeit durch den Bericht im Alten Testament bestärkt, in dem es heißt, daß Moses während einer Schlacht mit erhobenen Armen um Sieg betete. Sobald er seine Arme ermüdet sinken ließ, wandte sich das Kriegsglück gegen die Israeliten, so daß ihm Krieger schließlich die Arme stützten, bis der Sieg errungen war.

Es sieht also ganz danach aus, als wolle Gott manchmal materielles Glück anderer vom Gebet einzelner oder einer Gemeinschaft abhängig machen, vorausgesetzt natürlich, daß der einzelne sich nicht dabei selbst sucht, sondern wirklich nur den Willen Gottes erfüllen, daß er nur tun will, wozu er sich von Gott berufen weiß.

Wer Elisabeth heißt, dreht sich nicht auf der Straße um, wenn jemand hinter ihm „Maria“ ruft und umgekehrt. Berufung kommt ja von rufen. Wer von Gott persönlich angerufen wird, hat dieser Berufung zu folgen, selbst wenn Verwandte schimpfen, daß es egoistisch sei, sich zurückzuziehen und ihnen die „Hausarbeit“ zu überlassen!

Wer sind wir denn, daß wir wagen dürften, aus irdischen Erwägungen den Herrn warten zu lassen, wenn er uns ruft?

Dasselbe, was vom Eintritt in einen beschaulichen Orden gilt, gilt vom inneren Gebet des einzelnen, der sich dazu berufen weiß, sowie von jeder anderen persönlichen Berufung durch Gott. Die Marthanaturen — ich würde gerne sagen, die Manager-

naturen in der Kirche — haben nicht das mindeste Recht, das beschauliche Gebet herabzusetzen und nur das aktive, mündliche, ob es nun Rosenkranz, liturgisches Gebet oder sonstiges ist, zu preisen. Gott ruft, und der Mensch hat zu gehorchen. Nicht aus Eigenwillen, sondern aus Gehorsam.

Man wird mir vielleicht antworten, daß man mehr Liebe und Opfergeist braucht, der Sehnsucht nach Stille mit Gott nicht nachzugeben und statt dessen im Trubel des Alltagslebens oder in dem eines aktiven Ordens zu stehen. Der heilige Bernhard soll gesagt haben, daß die einzige Seligkeit die selige Einsamkeit sei. Ist diese also Egoismus? Als ob es darauf ankäme! Als ob Gott von uns immer nur verlange, was dem eigenen Sehnen entgegengesetzt ist! Nicht das ist wichtig, was wir gern tun, sondern nur, daß wir glauben, mit dem, was wir tun, Gottes Willen zu erfüllen. Wir sind Gefäße, Töpfe des Töpfers, wie es schon im alten Testament und auch bei Paulus heißt. Das Gefäß hat DA zu sein, sich bereit zu halten zu jeder Verwendung durch den Töpfer, es hat mit ihm aber nicht über seine Verwendung zu rechten. Wird es zu etwas gebraucht, ist es gut, läßt man es leer in einem Winkel stehen, weil man es später vielleicht braucht, ist auch das gut. Jedenfalls dürfen wir Gott keine Vorschriften machen, wo, wie, wann, wozu er uns brauchen will<sup>51</sup>!

Zu den Argumenten der Übervorsichtigen gehört vor allem, daß beschauliches Gebet „stolz“ machen kann. Poulain findet das absurd<sup>52</sup> und meint, es wäre ebenso grotesk, Menschen zu warnen, sich Gott zu nähern, weil das hochmütig mache, wie es lächerlich wäre, zu glauben, jemand könne von der

Demutsquelle trinken und nicht mit Demut, sondern mit Hochmut erfüllt werden. „Demut ist der Mut, sich selbst die Wahrheit zu sagen, so wie sie wirklich ist, und daraus die Konsequenz zu ziehen...“, heißt es anschließend.

Da Christus selbst Liebe und Wahrheit ist, kann er doch nichts anderes als Liebe und Wahrheit schenken? Er wird dem Betreffenden also helfen, sich richtig einzuschätzen und daraus die Konsequenz zu ziehen. Allerdings muß festgestellt werden, daß wahre Demut, das heißt Selbsterkenntnis in der Wahrheit, meist etwas anderes ist, als was man darunter gern versteht. Sehr oft verwechselt man wahre mit „buckliger“ Demut, wie man in Österreich sagt. Das Wort dürfte von einer liebedienerischen Haltung kommen, die einen Buckel macht, das heißt, die sich schmeichlerisch tief vor jemandem beugt und zwar um einer Belohnung willen.

Viele Fromme glauben, sich selbst und ihr Können herabsetzen zu müssen; viele Vorgesetzte glauben leider, daß eine Haltung von Unterwürfigkeit, von Feigheit, die sich fürchtet die eigene Meinung zu vertreten, Demut ist. Oft werden Menschen als hochmütig bezeichnet, die nur wahrhaftig mit sich selbst, der eigenen Meinung, dem eigenen Können sind. Und das ist traurig, weil es mit Hochmut nichts zu tun hat.

Demut ist — nach der klassischen Definition — nichts anderes als die aufrichtige Selbsterkenntnis, wie wenig man vor Gott ist, keinesfalls aber eine Unkenntnis oder Undankbarkeit gegenüber eigenen Vorzügen. Die kleine Therese beispielsweise, zog es vor, Gott aufrichtig für alle guten Eigenschaften zu danken, die er ihr gab. Genau darin besteht aber

auch ein Aspekt der Demut: dankbar anerkennen, was man bekam und wurde, richtig mit diesen „Talenten“ wuchern, so daß sie Gott Zinsen bringen, gleichzeitig aber ebenso klar die eigenen Fehler einsehen. Man muß zugeben können, um wieviel besser, größer, talentierter Nebenmenschen sind, man muß deren Bemühungen ehrlich anerkennen, ohne sie jemals herabzusetzen; denn diese Erniedrigung anderer dient oft nur dazu, uns in unseren eigenen Augen zu verherrlichen.

Die rechte Anerkennung des Eigenwertes gehört also zur Demut. Wer das Talent zum Chirurgen hat und Schuster wird, um durch das Studium nicht „hochmütig“ zu werden, handelt falsch. In der Welt sind alle gleich nötig: Chirurgen und Schuster, Köche und Schneider, Elektriker und Chauffeure, Priester und Laien, Klosterfrauen und Familienmütter. Jeder braucht den anderen, keiner ist besser oder schlechter, keiner darf auf den anderen herabsehen oder muß Minderwertigkeitskomplexe haben, weil der eine studiert und der andere nicht die Fähigkeit dazu hat. Gab Gott sie uns nicht, so wollte er uns eben auf einem anderen Platz!

Warum sollte dann ein Mystiker stolz sein, den Gott als Journalist, Sekretär oder wie immer man es nennen will, zu seinem Dienst berief? Er tut das nur, wenn bestimmte Veranlagungen da sind, auf die der Betreffende sich nichts einbilden kann! Wer keine leichte Auffassungsgabe hat und Erlebtes nicht so wiederzugeben vermag, daß andere es nachempfinden, kann weder im wörtlichen, noch im übertragenen Sinn Journalist sein. Ich sagte schon früher, daß es selbstverständlich auch dazu die Mitarbeit des freien Willens braucht — nach dem Goethe-Wort, daß Gott zwar die Nüsse gibt,

aber sie nicht aufknackt; wenn Gott aber jemanden zu einer Arbeit beruft, so kann er sie nur verlangen, wenn der Betreffende seinen natürlichen Fähigkeiten nach imstande ist, sie zu leisten.

Um nochmals auf die Sorge des Stolzwerdens zurückzukommen: Gott selbst ist es, der seinen Leutchen die Wahrheit sagt. Sagen liebe Mitmenschen unangenehme Wahrheiten, so kann man in innerer Ablehnung und dem Gefühl gekränkter Unschuld verharren. Niemals aber bei Einsprechungen! Der Herr hat, wie ich schon sagte, eine unnachahmliche Art, dem lieben Ich alle Verkleidungen fortzunehmen, hinter denen es sich versteckt und mit denen es Handlungen der Eigenliebe als Nächstenliebe zu tarnen sucht! Innere Worte können viel gründlicher demütigen, als äußere es je vermögen.

Ebenso unverstündlich, wie ich also die Ansicht finde, daß man einen Mystiker noch zusätzlich zu seinen Einsprechungen demütigen muß, finde ich die Meinung, mystische Gnaden würden wie durch Zauberschlag den Empfänger heiligen und umwandeln. Davon ist meistens keine Rede. Sie sind keine Weltraumrakete, die den Betreffenden dem Himmel zureißt, sondern Teilsprossen einer Leiter, zu denen der freie Wille zur Mitarbeit den Rest dazugibt.

Der Weg zu Gott ist für den Mystiker vielleicht noch schwieriger als für den Nichtmystiker, weil er weiß, daß von ihm, der so viele außerordentliche Gnaden bekommt, dafür von Gott eine außerordentliche Mitarbeit verlangt wird.

Natürlich kann durch ein besonderes Bekehrungswunder wie das Pauli bei Damaskus eine augenblickliche Ganzumwandlung vollzogen werden. Das aber bleibt die Ausnahme. Wie gesagt, kann der Effekt eines inneren Wortes sofort und unwider-

rulich sein, so daß dadurch eingesehen und befolgt wird, was bisher undenkbar war. Genausogut kann es aber geschehen, daß der Herr etwas vorschlägt, ja darum bittet, und es dem Menschen freisteht, diese Bitte ganz, halb oder gar nicht zu erfüllen.

Bei einem Befehl aber, der gleichzeitig verwandelt, kann man nicht anders als handeln. Spricht Gott: „Es werde Licht!“, so wird es eben Licht. Sagt er: „Sei rein!“, so wird der Mensch eben rein. Heißt es aber: „Du kannst nur rein werden, wenn Du bereust, wenn Du beichten gehst —“, so ist das ein Vorschlag, den man befolgen oder nicht befolgen kann.

Teresa von Avila beschreibt, wie manche Tugenden tatsächlich wie durch Zauberwort eingepflanzt werden, so daß sie die bisher üppig wuchernden Untugenden überwachsen. Vielleicht will Gott sich so als Herr erweisen. Bei Poulain heißt es über dieses Problem:

„Zeit und Anstrengung, diese beiden absolut nötigen Dinge jeder menschlichen Tatsetzung, fehlen hier gänzlich. Trotzdem vollzieht sich eine völlige und bleibende Umwandlung. Das heißt also, daß diese Umwandlung nicht auf natürlichem Weg vor sich ging<sup>53</sup>.“ Poulain fügt in einer Fußnote hinzu, daß manche Tugenden wohl ohne Eigenanstrengung entstehen, nicht aber fortbestehen können. Sagt man sich das nicht, so könnte man die Worte Teresas von Avila so verstehen, als binde Gott reife Tugendfrüchte an den Baum des Lebens, wie man Obst auf einen Christbaum hängt, während es sich in Wirklichkeit nur um das Einpflanzen eines Tugendreises handelt. Ob es sich entwickelt und den Baum veredelt, hängt vom Wachstum des Baumes und wohl auch von dessen „Bemühen“ ab!

## DIE RICHTIGE UND DIE FALSCHLEIDENS- LIEBE

Leidensliebe und alles, was damit zusammenhängt, gehört zu den Hauptthemen christlicher Mystik.

Da dieses Buch in erster Linie für Nicht- respektive Antimystiker geschrieben ist, möchte ich erklären, daß die menschliche Seele sozusagen als weibliches Wesen gewertet wird. Christus wird bekanntlich von alters her als „Sponsus“ oder „Bräutigam“ der Kirche und der einzelnen Seele bezeichnet; ein Symbol, das vielen Menschen heute fremd ist. Vieles dieser Symbolsprache stammt, wie ich schon ausführte, unzweifelhaft aus dem Hohenlied Salomonis, über das viele Mystiker ganze Abhandlungen schrieben. Es mag durchaus sein, wie behauptet wird, daß diese Liebesgeschichte sinnbildlich gemeint ist, daß darin von der innigen Beziehung zwischen Seele und Gott die Rede ist; dem Europäer von heute aber mißfällt diese religiöse Erotik zutiefst. Auch mir liegt es nicht — noch dazu wenn es sich um männliche Mystiker handelt — von „Leidensbrautschaft“ zu reden. Sicherlich darf man nicht überall Sublimierungen verdrängter Sexualkomplexe wittern, aber man muß es Ungläubigen zugestehen, daß es nicht immer leicht ist, das Gesunde vom Ungesunden zu unterscheiden, auch und schon gar nicht auf religiösem Gebiet!

Es gibt eine gesunde und eine ungesunde Mutterliebe, eine gesunde und ungesunde, weil übertriebene und einseitige Tierliebe, und so gibt es auch eine gesunde und ungesunde, weil „schwarmgeistige“ Religion.

Es gibt Geisteslehrer und verschrobene Bücher in Unzahl, die als höchstes Ziel des Christen die Nachfolge Christi im Leiden hinstellen. Es kommt zu einer ungesunden, krankhaften Leidensfixiertheit. Das Leiden wird — ein Faktum, das aus der heutigen Neurologie nicht mehr wegzudenken ist — Lebenssinn und Lebensinhalt von Menschen, die teils aus Lebensangst, teils aus wirklicher, tragischer Unfähigkeit ihrem Leben keinen anderen Sinn zu geben vermochten. Es gibt die Flucht in das Leiden aus — oft unbewußtem — Nichtfertigwerdenkönnen mit Lebensproblemen, und es gibt eine Flucht in das Leiden aus Nachfolge Christi, weil man sich dann besonders wertvoll als „Leidensbraut“ und „Mitterlöser“, das heißt als ganz besonders bevorzugter Mitarbeiter und Partner Christi vorkommt, der, wie betont wird, durch sein Kreuz und Leid die Welt erlöste.

Meiner persönlichen Überzeugung nach ist das Hauptmoment der Erlösung nicht das *Kreuz und Leid*, sondern die LIEBE Christi, seine unendliche Liebe, aus der er alles auf sich nahm, was der Vater ihm schickte, also auch Kreuz und Leid.

Die Heiligkeit besteht nur und ausschließlich im „Fiat“, das in Christusnachfolge ausgesprochen wird. Sie besteht keinesfalls darin, Leiden zu suchen oder auch nur sich darüber zu freuen, sondern ist sehr wohl vereinbar damit, genau wie Christus zu bitten, daß der Kelch an uns vorübergehe, daß die Prüfung aufhöre oder abgewendet werde. Beschließt Gott in seinem unerforschlichen Willen aber, sie uns doch aufzubürden, so ist DAS das Kreuz, das wir auf uns nehmen und in der Nachfolge Christi zu tragen haben mit dem leiderfüllten Gebet:

„Herr, wenn es Dein Wille ist, so gehe das Leid

an mir vorüber, aber nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine, und wenn Du mir jetzt dieses Leid doch aufbürdest, so gib mir bitte die Kraft, ja' zu sagen und es zu tragen, es mit Deinem Leiden am Kreuz, mit Deinem Leiden während Deines Lebens, Deinen inneren Kreuzen zu vereinen und so in Dir, durch Dich, mit Dir fruchtbar werden zu lassen."

Auch vom Leiden gilt, was Christus sagte: Wir sollten wie die Rebe am Weinstock in ihm bleiben, damit wir gemeinsame Frucht bringen durch das Kreisen seines Blutes in uns.

Wenn wir unser Leiden mit dem Christi vereinen, es in das Leiden Christi hineinwurzeln, so trägt es gemeinsame Frucht der Miterlösung mit ihm.

Ich finde es falsch, wie Teresa von Avila zu behaupten, daß Gott den Menschen um so mehr liebe, je mehr Leiden er ihm schickt, daß das Leiden also ein Gradmesser der Liebe Gottes zu uns sei!

Man macht aus Gott einen Moloch! Père Charnot SJ. wiederholte mir oft und oft, daß es geradezu haarsträubend sei, was für eine Leidvergötzung von vielen betrieben würde. Christus habe ein ganzes Mannesleben normal gelebt, mit Freunden, in froher Gesellschaft, mit seiner Familie. Er habe gewiß in seinem Leben viel gelitten durch Undankbarkeit, durch vieles, was ein besonderes Leiden des Gottessohnes gewesen sei, aber man solle doch nicht vergessen, daß die eigentliche Passion drei Tage in 33 Lebensjahren ausgemacht habe und nicht umgekehrt!

Die ungesunde Leidvergötzung, die ungesunde Kreuzesverehrung statt der Verehrung der LIEBE gehen — zumindest sei dem 16. Jahrhundert — vielleicht auch auf den Einfluß P. Louis Chardons

(geboren um 1595, also 80 Jahre später als Teresa von Avila) und sein Werk „Das Kreuz Jesu<sup>54</sup>“ zurück. Jedenfalls glauben das manche. Es soll keineswegs geleugnet werden, daß es Menschen gibt, die Christus in einer ganz speziellen Art zu seiner Kreuzesnachfolge beruft. Aber diese Berufung ist eine spezielle im mystischen Leib und es gilt von ihr — wie von jeder anderen —, daß sie EINE Berufung, aber nicht DIE oder DIE BESTE ist, weil auch hier das Wort des Apostel Paulus gilt, daß im Leib jedes Organ eine Funktion hat und daß nicht jeder Auge oder jeder Hand sein kann.

Es gibt Menschen, die in besonderer Art dazu berufen sind, Jesu verborgenes Leben in Nazareth zu leben, ihm hier speziell nachzufolgen, diesen Aspekt seines Lebens besonders darzustellen. Mir kommt es so vor, als müßte jeder Christ sozusagen auf seine ihm angepaßte Weise Teil eines „lebenden Bildes“ sein, das bestimmte Begebenheiten respektive Zeitabschnitte aus Christi Leben zeigt.

Die einen werden, wie gesagt, dazu angehalten, verborgen, unbekannt, liebevoll, im kleinsten getreu, im Arbeiterhaushalt, im Kleinbürgermilieu oder an sich in einer vorbildlichen Familie zu leben. Die anderen müssen die Frohbotschaft mitten in der Welt, bei Hochzeiten, bei Feiern, im Freundeskreis, der erst zu bekehren ist, verkünden. Die dritten sind Reisende, sind auf Wanderschaft, müssen die Parabeln Christi lebendig darstellen, wie die des barmherzigen Samariters beispielsweise. Die vierten leben besonders die Passion des Herrn, sie sind sozusagen die Darsteller der Passionsspiele, die vielen Menschen Tränen des Mitfühlens entlocken. Natürlich ist das alles nicht statisch gemeint, sondern verschlingt sich, verwebt wie die Muster eines

großen Bildteppichs oder wie die Szenen mittelalterlicher Darstellungen, wo man von der Krippe bis Golgotha alles auf einmal sieht.

Es ist aber ganz unzweifelhaft so, daß die Heiligkeit eines Menschen in nichts anderem besteht und bestehen kann, als in der Annahme des göttlichen Willens. Es wird oft fälschlich gesagt, daß die Heiligkeit in der Übereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen besteht, und es gibt ganz genug falsche Auslegungen, die man auch bei Teresa von Avila und bei vielen anderen findet, daß es einer bestimmten Gebetsstufe absolut eigen sein muß, so gleichförmig mit dem Willen Gottes zu sein, daß es ganz egal ist, ob man gesund oder krank ist, ob liebste Menschen sterben, ob man selbst in bitterster Not lebt — alles nur, weil Gott es so schickt.

Wäre das der Fall, so wäre Christus eben nicht Gott geeint gewesen, denn es war ihm in keiner Weise gleichgültig, daß seine Apostel zu bequem waren, ihre Schläfrigkeit zu überwinden, um ihn ein wenig zu trösten. Ist es nicht erschütternd, wie der „starke Gott“, der „Gottessohn“, in seiner Todesangst um menschliche Wärme und Freundschaft bittet? Weder Christus noch Maria, noch die Apostel waren bemüht, als Leidensheroen zu gelten, wie es viele Nachfahren als wünschenswertes Ideal hinstellten. Damit entmenslicht man die menschlichste, liebevollste, verstehendste Religion aller Zeiten, das Christentum. Man macht daraus eine Mischung aus Stoizismus und Yoga und man wundert sich, wenn junge Menschen sich schauernd abwenden von einem Glauben, der Gott als einen Geist hinstellt, dessen höchster Liebesbeweis Todesnot und Qual sind. Christus hätte am

Kreuz wohl nicht fragend aufgeschrien, warum sein Vater ihn verlassen habe, wenn es für ihn ein Liebesbeweis gewesen wäre!

Ein französischer Theologe erklärte mir einmal, worin die wahre Nachfolge Christi bestünde.

„Was war denn Christus eigentlich, menschlich, irdisch gesehen?“ sagte er.

„Er war doch ein Weltverbesserer, jemand, der für die Schwachen und Unterdrückten gegen die Starken und Mächtigen Partei nahm. Jemand, der sich also mit den Mächtigen seiner Zeit schlecht stellte, so wie jeder Weltverbesserer es zu allen Zeiten tat, weil er Partei für die Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter nahm, in materieller wie in spiritueller Hinsicht. Er wurde den Mächtigen seiner Zeit also unbequem. Sie versuchten ihn zum Schweigen zu bringen, und weil das nichts nützte, wurde er eliminiert.

Er erlitt also genau das Schicksal hunderttausender vor ihm und nach ihm. Jeder also, der ihm nachfolgen will, hat in erster Linie zu befolgen, was er den Menschen als neues Gebot, als sein eigenes Gebot aufgab: Einander zu lieben, so wie ER die Menschen liebt. Uns gegenseitig so sehr zu lieben, wie Christus uns liebt, heißt aber, nicht zu dulden, daß man jemandem Unrecht tut, heißt ferner, nicht nur das eigene Wohl, sondern das des Nächsten im Auge zu behalten, und heißt schließlich, zu trachten, daß der andere kein Ärgernis nimmt an unserem schlechten Beispiel. Es heißt, soweit wir das irgend können, dazu zu helfen, daß der andere zu Gott und dadurch zu seinem ewigen Leben in Gott findet.

Das alles aber wird nicht gehen, ohne daß uns so- und so viele Menschen hassen und verfolgen, die gar nicht die Absicht haben, zu erlauben, daß es

den Mitmenschen — auf Kosten ihres Verdienstes, ihrer Bequemlichkeit — gut geht. Sie werden uns also auch kreuzigen — wie Christus. Diese Kreuzigung wird erst in Lächerlichmachung, in Verleumdung bestehen. Man wird uns als männliche oder weibliche Kerzlweiber und Sakristeiwanzen verspotten, als überhebliche Leute, die anderen gute Lehren erteilen wollen — genauso wie es einer kleinen Therese vom Kinde Jesus im eigenen Karmel erging. Lassen wir nicht nach in unserer Christusnachfolge, so werden auch wir früher oder später eliminiert, das heißt einem Martyrium übergeben, das vom seelischen Martyrium bis zur Gehirnwäsche alle Stufen durchleiten kann.

DAS ist Christusnachfolge, aber keine Leidensuche. Das Leiden kommt von selbst, wenn man Christus nachfolgen und seinen Willen, die Mitmenschen so zu lieben, so zu schützen, ihnen so zu helfen, wie er es tat, zu erfüllen versucht!“

Unter Mystikern und Nichtmystikern gibt es aber eine ganze Armee Menschen, die erklärt, für Gott alles freiwillig erleiden zu wollen — vorausgesetzt allerdings, daß sie sich ihre Leiden (oft möglichst spektakuläre) aussuchen dürfen. Wer recht sichtbar einen großen Kreuzesstamm schleppt, wie manche Büsser, der erregt Bewunderung und Mitleid. Vielleicht findet er auch einen Simon, der ihm tragen hilft. Der große Kreuzesstamm aber besteht aus Milliarden winziger Spänchen. Wem einmal bei einem Sägewerk so ein Span ins Auge flog, der weiß, was für eine Qual das bedeuten kann, wer sich einmal einen Span unter den Fingernagel riß, der weiß, was das bedeutet! Mitleid der anderen? Die finden das komisch und lachen über den Schmerz!

Genauso können die winzigen, verborgenen, bei der Arbeit, der Erfüllung der Standespflicht eingezogenen Kreuzesspäne viel schmerzhafter sein als die großen Kreuze, die man offiziell auf sich nimmt.

Die kleine Therese hatte das so gut begriffen! Als Bußorden kennt der Karmel verschiedene Arten mittelalterlicher Bußwerkzeuge. Außer der vorgeschriebenen Geißelung tragen viele Ordensmitglieder stachelbewehrte Bußgürtel oder Brustkreuze auf der Haut. Auch die kleine Therese versuchte es, bekam eine eiternde Wunde und schloß daraus, daß der Herr, der von den vielen Wohnungen sprach, die es im Hause des himmlischen Vaters gibt, es sicherlich gesagt hätte, falls die beste, die vornehmste, die einzig gute Wohnung die der „großen Büsser“ wäre. Denn, meinte Therese, es müsse auch die der „kleinen Kinder“ geben. Hatte Christus nicht ausdrücklich betont, daß nur der ins Himmelreich eingeht, der einem Kind gleichen wird? Pro futuro gesagt, „wenn ihr nicht WERDET wie die Kinder“!

Das Kindwerden ist also eine echte Arbeit, eine Verkindlichung, nicht etwa eine Verkindischung. Das Kind aber sucht sich keine großartigen Bußen aus, sondern bemüht sich, den Willen der Eltern zu erfüllen, dem zu leben, was ich persönlich als Sakrament des Augenblicks bezeichne, das heißt, den Willen Gottes in jedem Augenblick vollkommen zu erfüllen, und zwar so, wie man ihn gerade zu erkennen glaubt.

In seinem ausgezeichneten Buch über die kleine Therese vom Kinde Jesus, das in ihrem Kanonisationsjahr, 1925, erschien<sup>55</sup>: *Sainte Thérèse de Lisieux, une renaissance spirituelle*, berichtet Pater Petitot OP. nach eingehenden Gesprächen mit den

damals noch lebenden Schwestern der Heiligen, daß Therese ihren eigenen Weg, der wegweisend für Millionen werden sollte, lange suchte. Sie probierte Bußinstrumente und Abtötungsmethoden verschiedenster Art, beobachtete, wie körperliche Bußübungen das Tugendstreben beeinflussen, sie, die sich selbst stark zu Kasteiungen hingezogen fühlte, las voll Interesse Heiligenleben, in denen beschrieben wurde, was solche Menschen alles aus Liebe zu Gott vollbrachten. Sicher sprach sie auch mit der heiligmäßigen Gründerin des Karmel von Lisieux, Mère Geneviève, die ihre Nachfolgerin, die spätere Priorin Maria von Gonzaga, davor warnte, den Novizinnen körperliche Abtötungen zu gestatten, weil solche, wie sie sagte, „nur die Eigenliebe nährten, während es dagegen weitaus die beste und Gott wohlgefälligste Bußübung sei, seinem Eigenwillen zu entsagen, immer liebevoll zu anderen zu sein und die Ordensregel genau zu befolgen“<sup>50</sup>.

Aber, fährt Petitot fort, da der Rat der Gründerin nicht befolgt wurde, sah die kleine Therese bald mit eigenen Augen, daß spektakuläre Abtötungen die Heiligkeit nicht genug förderten. „Sie suchte daher ein schnelleres und zuverlässigeres Mittel, um zur Heiligkeit zu gelangen.“

Sie gestand ihrer älteren Schwester Pauline<sup>57</sup>, daß sie zu Beginn ihres Karmellebens das Essen versalzte, um ein Opfer zu bringen. Später aber verstand sie, daß man Gott mehr ehrt, wenn man alles Gute dankbar annimmt, weil das Schlechte ohnehin von selbst kommt: „Die nicht gesuchte Abtötung kommt mir am sichersten und besten als Mittel zur Heiligung vor“, sagte sie. Petitot beschreibt, wie Therese so schließlich „zur breiten Straße des Evangeliums, zur Schlichtheit der Gottes-

kinder zurückfand: Manducate quae apponuntur vobis; esset, was man euch vorsetzt!“ Annehmen, was Gott uns gibt — in jeder Beziehung! ,

Sie sah ferner, daß manche Autoren von Heiligenleben zu Unrecht die außerordentlichen Bußübungen so stark betonen, als gehörten sie zur Heiligkeit: „Das verwirrt die Menschen nur, denn viele glauben, daß man unbedingt übertriebene Bußübungen machen muß, um Gott zu gefallen. Der Dämon täuscht sie dann, und so bilden sie sich schließlich allerhand gefährliches Zeug ein.“

Ist es nicht wirklich merkwürdig, daß gerade die von den Päpsten als größte Heilige der Jetztzeit bezeichnete Therese vom Kinde Jesus, die Tochter eines ausgesprochenen Buß- und Sühneordens, im Evangelium statt der Rechtfertigung des Gebrauchs von Bußinstrumenten die Ermahnung zur geistigen Kindheit fand?

Nie kann genug betont werden, daß derjenige, der den Willen Gottes ehrlich erfüllen WILL, ihn auch erfüllt.

Hier kommen wir wieder zur ungesunden Nachahmung fremder geistiger Wege. Man muß wohl hinhorchen, wo Gott einen im mystischen Leib haben will. Man darf sich keine großen Büsser als Vorbild aussuchen, wenn Gott einen lieber als kleines Kind will. Wenn man in seinem Leben das schlichte Kindsein, die Unterordnung unter die Autorität leben soll, wie er sie in Nazareth vorlebte, so soll man sich nicht einbilden, zur höchsten Kreuzesnachfolge berufen zu sein. Und die, die zur Geißelung und Dornenkrönung in besonderer Leidensnachfolge berufen sind, sollen dieser Berufung gehorchen, aber sie sollen sich darum nicht als eine besondere Elite fühlen, noch gar auf die anderen

heruntersehen und proklamieren, daß es ein Gradmesser an Heiligkeit oder Gottesgeetheit sei, freiwillig zu leiden, zusätzlich zu dem von Gott jedem Leben zugeordneten Leid allerhand Furchtbares auf sich zu nehmen.

Auch Thereses Schwester Pauline berichtet in den „Novissima Verba“<sup>58</sup>, daß die Heilige nach dem Lesen der Lebensbeschreibung Seuses sehr nachdenklich war. Dieser Gottesheld war ein Musterbeispiel furchtbarer Abtötungen. So durstete er beispielsweise freiwillig so lange, bis seine Zunge ganz zerrissen war, schlief auf Nägeln, schnitt die Initialen Christi in sein Fleisch usw. Eines Tages aber erschien ihm ein Engel, erklärte ihm, daß er bisher nur als einfacher Soldat Gott gedient habe, während er nunmehr zum Ritter geschlagen würde. Das hieße, daß er sich von nun an nur mehr dem geistigen Kampf widmen solle, weil dieser höher als jede körperliche Abtötung zu werten sei. Therese meinte, Gott habe sie also gar nicht als einfacher Soldat gewollt, sondern gleich zum Ritter geschlagen: „Ich bin gegen mich selbst in den Krieg gezogen, habe mir selbst nein gesagt, habe kleine, unerkannte Opfer gebracht und habe so Frieden und Demut in einem verborgenen Kampf gefunden, wo die Natur sich nicht einmischen kann.“

Übrigens gelangte unsere Heilige auch zur Überzeugung, daß man im Jenseits möglicherweise manche Überraschung erleben würde. Vielleicht werde sich dort herausstellen, daß die größten Heiligen gar nicht die sind, die man hier dafür hielt, sondern irgendwelche Menschen, die ein unbekanntes Dasein fristeten, deren verborgenes Leben aber wertvoller für das Reich Gottes war als das mancher großer Büsser.

Trotzdem muß man auch hier darauf achten, nicht einseitig und nur aus dem eigenen Gnadenleben heraus zu urteilen. Es GIBT eben Menschen, die der Geist der Liebe antreibt, zu „Gottesnarren“ zu werden, das heißt, die aus Liebe zu Gott Dinge tun, die anderen als abwegig, abnormal, unnatürlich vorkommen müssen. Alles, was mit der Übernatur zu tun hat, ist in gewisser Art zwangsläufig „unnatürlich“, weil es eben übernatürlich ist.

Im vorhin erwähnten Werk „La Croix de Jésus“ schreibt P. Louis Chardon O.P., daß Gott allein das Menschenherz auf die Gnaden vorbereitet, die er ihm zur Vervollkommenung geben will. Wer Gott in Liebe gehören will, „für den sind die Tage und Nächte zu kurz zum Beten und Lieben. Solche Seelen verlassen das innere Gebet mit mehr Kraft als zu Beginn desselben . . . Ihre glühende Gottesliebe kühlt weder in Dauer noch Intensität ab, sie wird weder schwächer, weil sie sich beim Rennen anstrengt, noch durch die Mühsal, die es im Kampf zu durchleiden gilt. Wollte man den Sturmflug des Betreffenden bremsen, so wäre es ebenso unmöglich, wie den Wind anzuketten oder einen Wasserfall mit der Hand zurückzuhalten. In diesem Zustand gibt es weder Zurückhaltung noch Vorsicht, und auch die Seelenführer müssen zugeben, daß sie ihr eigenes Urteil dem eines größeren Meisters unterwerfen müssen“<sup>59</sup>.

Wenn der Heilige Geist besondere Gaben oder besonderen Überfluß an Kräften verleiht, so dürfe beides nicht abgeschwächt werden, meint Chardon. Auch Paulus ist überzeugt davon, daß Menschen, die vom Geist Gottes getrieben werden, zu seinen besonderen Lieblingen gehören: *Quicumque enim Spiritu Dei aguntur, ii sunt filii Dei* (Röm. 8, 14).

Chardon betont, daß ein Mensch in diesem Zustand nur weiß, daß das einzige Maß, um Gott in diesem Leben zu lieben, ist, ihn eben maßlos, unbeherrscht, ohne Beachtung der eigenen Kräfte und des Könnens zu lieben<sup>60</sup>.

Er betont dann aber doch, daß es Sache der Seelenführer ist, zu bremsen, die äußere Tätigkeit zu regeln und übertriebene körperliche Bußübungen zu verbieten. Denn bei „allen Bußübungen, die körperliche Kräfte übersteigen, könnte es geschehen, daß Eifer ohne Maß und Weisheit zur gefährlichen Raserei (fureur) wird und daß unvorsichtige Taten wie Irrsinn wirken“.

Die Wünsche an sich aber, die die Liebe Gottes im Menschen erweckt, können durch keinen menschlichen Rat, durch kein Gebot gezügelt werden. Nur Gott, die Ursache unseres Sehnsens, kann auch das Ziel bestimmen. Denn der Geist weht, wo er will (Joh. 3, 8). Soweit Chardon.

Poulain setzt sich natürlich auch mit dem Sühneleiden und dessen beiden Hauptarten auseinander. Die erste Art, die jeder Fromme üben kann, besteht darin, alle *unvermeidlichen* Leiden mutig, ja selbst freudig, mit dem gekreuzigten Christus im Geist der Sühne zu ertragen. Dazu könne man noch freiwillige Opfer und Bußübungen auf sich nehmen.

Die zweite Art bestehe darin, Leiden zu *erbitten* oder nichts zu tun, um sich vor solchen zu schützen, die vermeidbar wären. Schließlich könne man auch stellvertretend Gott sein Leben anbieten.

Diese zweite Art, betont Poulain, der Leidensauffassung ist selten echt. Man soll sie daher auch im allgemeinen nicht befolgen, weil sie oft nur Eibildung oder Hochmut ist.

Schwarmgeister erhitzen sich gegenseitig an wunderbaren Gedanken über ein heldenhaftes künftiges Martyrium — aber sie weigern sich, das Alltagskreuz der Nächstenliebe zu tragen:

„Sie bieten ihr Leben an, als wäre es das einfachste von der Welt! Vielleicht wäre es schmerzlicher und nützlicher, dieses Leben gänzlich der Verteidigung der Kirche und der sozialen Erneuerung zu weihen. Man hat recht, wenn man zu Gebet und Buße aufruft, um die Kirche, den Papst und unser Vaterland zu retten. Aber Einflußnahme auf die Bevölkerung ist genauso wichtig und genauso schwierig. . . Die unvorsichtigen Gebete werden manchmal erhört. Daraus darf man aber nicht schließen, daß Gott mit ihnen einverstanden ist! Er will (durch die Annahme der Leidensbitte) nur eine Lehre der Demut und Vorsicht erteilen.

Die Exaltierten belagern ihre Seelenführer, um sich trösten zu lassen, ärgern sie mit ihrem Geklammer und bedauern, daß die Prüfung nicht auf einer anderen Ebene liege, weil die ihre, wie sie sagen, solche Nachteile habe! Aber jede Prüfung hat eben Nachteile! Denn sie wollen eigentlich ja nur eine rein augenfällige Prüfung, Dornen, die nicht stechen! Dann hätten sie eben nicht so viel Aufhebens von ihrer Großzügigkeit machen dürfen, hätten sich nicht anbieten dürfen, jedes erdenkliche Leid zu ertragen, das heißt, ihre Gesundheit, den seelischen und äußeren Frieden, den guten Ruf und das Vermögen zu verlieren<sup>61</sup>!“

Weiter heißt es, fühle sich aber jemand ernsthaft zu dieser Art Sühneauffassung hingezogen, so dürfe sie keinesfalls ohne Erlaubnis eines Seelenführers geübt werden. Dieser müsse erst sicher sein, daß der Betreffende ausgeglichen ist, und überzeugt, daß

der Wunsch nach Aufopferung kein Strohfeuer ist, das sich an einer Predigt oder einem Flugblatt entzündet hat. Es kann sein, daß das der Fall ist, es kann aber auch sehr gut sein, daß jemand, angeregt durch fromme Lektüre, sich einbildet, innere Stimmen zu hören, die ihn zu solch einer Sühneanbietung auffordern. Sogar wenn der Seelenführer oder der Ordensobere überzeugt ist, daß Gott selbst den Betreffenden zu dieser besonderen Art Sühne beruft, müsse er — weil für jede schwierige und endgültige neue Situation eine lange Probezeit nötig ist — eine sehr lange Probezeit (Noviziat) verlangen, während der die erstgenannte Art der Sühneleistung vollkommendst zu üben ist:

„... Diese Bedingung wird aber nur höchst selten erfüllt werden. Meist wird man diese ernsten Beweise an Großzügigkeit und Ausdauer gar nicht liefern können.

Hat aber jemand die Erlaubnis, Leiden zu *erbitten*, so muß er von dieser Bitte Versuchungen und Seelenleiden ausnehmen, ebenso auch Prüfungen, die auf andere übergreifen, wie es Krankheiten sind, die unangenehme Pflege beanspruchen. Denn die Mitmenschen haben an ihren eigenen Prüfungen schon genug zu schleppen<sup>621</sup>“

Ganz unzweifelhaft haben Mystiker ein gerütteltes Maß an Schuld daran, wenn Katholiken als Psychopathen, Masochisten, Sadisten oder Besitzer sonstiger netter Eigenschaften gelten. Sehr oft werden, naturgemäß, Einsprechungen bei der Wiedergabe — unbewußt — Dinge zugesetzt, die aus dem eigenen Charakter, der eigenen Wesensart stammen können. Hat der Betreffende dann nicht einen sehr ausgeglichenen und — ich möchte das wirklich als eine der wichtigsten Eigenschaften eines Seelen-

führers betonen — einen klugen und humorvollen Berater, so kann es zu ganz verhängnisvollen Dingen kommen.

Jede Zeit hat ihre Besonderheiten, die einer anderen Epoche nicht mehr angepaßt sind. Jedes Volk hat spezielle Eigenschaften, die anderen Völkern wesensfremd sind. Wir sahen ja, wie Gott jeder Zeit, jedem Volk „Journalisten“ schickt, die zu ihrer Umgebung passen. Zu *ihrer Umgebung*, aber nicht mehr zu der anderer Jahrhunderte, die ihre Ansichten und Einsichten für veraltet ansehen.

Sicher gibt es Heilige und Mystiker, deren Schriften zeitlos jung sind wie die des heiligen Bischofs von Genf, Franz von Sales, aus dem 17. Jahrhundert, dessen weltaufgeschlossene, fröhliche, positive Einstellung zu allem heute wie eh und je nachahmenswert ist.

Dagegen muß man bei anderen Heiligen darauf achten, daß ihre Lehren nicht in Zeiten und Nationen verabsolutiert werden, wo sie mehr Schaden als Nutzen stiften, vielleicht auch, weil spätere Jahrhunderte den Sinn nicht mehr begreifen und sie daher falsch auslegen.

Im Mittelalter und auch zu anderen Zeiten fand man scheinbar besondere Freude an allem Negativen, an Selbstkasteiung, an einer Gottesangst, die aus auf Gott transponierten Ideen der absoluten Feudalherrschaft stammen.

Johannes vom Kreuz, beispielsweise, war sicherlich ein von reinsten Gottesliebe durchglühter Heiliger. Vielleicht war es Schuld seiner Umwelt, vielleicht auch seines Temperamentes, das aus einem kränklichen Körper kam, daß er zum Vorbild so vieler alles Schöne verneinender Menschen wurde. Ein Suchender, dem in einer Leihbibliothek seine

Schriften in die Hand fielen, war entsetzt über diesen scheinbar so „negativen, geradezu dämonischen, allem Positiven und Schönen abholden Menschen, dem so viele nacheifern“.

Jemand, der sich beruflich mit Johannes vom Kreuz befaßt, meinte einmal, er könne sofort sagen, ob jemand ein Anhänger des heiligen Johannes vom Kreuz sei, weil der Betreffende dann Naturschönheiten, harmlose Entspannung und Freude ablehne, da sie „nicht Gott wären“.

Vielleicht würde sich Johannes vom Kreuz gegen diese Interpretation seiner Lehre verwahren, aber seine Art, nur das gelten zu lassen, was Gott, also reiner Geist ist, kann zu Fehlhaltungen führen. Abkehr von allem von Gott geschaffenen Schönen ist krasse Undankbarkeit gegen den Schöpfer, der es uns als Wegweiser zu sich gibt.

Christentum ist Frohbotschaft — die Botschaft der Liebe von Gott zu den Menschen, von den Menschen zu Gott. Das Wichtigste am Christentum ist ja, daß es zu einem Kreislauf der Liebe kommt, bei dem Gott dem Menschen die Liebe schenkt und der Mensch diese Liebe sowohl zu Gott zurück als auch zum Nächsten hin strömen läßt.

Das Christentum wäre viel weiter in der Welt vorangekommen, wenn, wie es Nietzsche so erschütternd ausdrückte, die Christen mehr wie Erlöste aussähen! Es gibt zu viele Christen, die ihr Christentum verbissen leben, so als wäre es ein Marathonlauf der Vollkommenheit, in ewiger Angst vor der Peitsche Gottes, statt in dankbarstem Annehmen alles Schönen.

Natürlich kann man im Leben alles Negative sehen — Walt-Disney-Filme sind symptomatisch für eine Weltanschauung, die vor allem das „Friß, da-

mit du nicht gefressen wirst“ herausstellt, das Dämonische in der Natur. Natürlich ist das Dämonische da — es ist tragische Wirklichkeit! Aber ebenso wirklich — und eine frohe Wirklichkeit — ist die Existenz des Guten, des Göttlichen, des Lichtes und der Tatsache, daß Gott es sicher nicht schuf, damit wir uns verbittert und undankbar davon abwenden in einer sterilen Suche nach dem Rein-Göttlichen, das wir, solange wir im Leib sind und daher leiblich sehen und fühlen, nicht finden KÖNNEN, sondern damit wir den menschengewordenen Gott, den Gott zärtlichster Liebe und Freude suchen in der Schönheit seiner Natur, damit wir ihn finden in der Liebe zu uns, die zum Ausdruck kommt in der Dankbarkeit, die wir dafür im Herzen fühlen, in der Liebe zu unseren Mitmenschen, in der Freudigkeit, die jeder Tag in sich trägt, auch wenn er schwarz verhangen scheint für uns persönlich.

Ich kenne tiefe Abgründe der Gottverlassenheit, der Zweifel am Guten, der Trostlosigkeit, der Glaubenszweifel. Aber kann man denn weiterexistieren, wenn man sich dann nicht zusammenreißt und das übt, was ich den „Trotzdemglauben“ nenne? Gerade wenn Gewitter toben, wenn Hagel alles zu zerschmettern scheint, muß man sich damit trösten, daß jetzt anderswo die Sonne strahlt und daß sie auch bei uns wieder leuchten wird.

Gerade wenn es keinen guten Gott zu geben scheint, muß man sich sagen, daß gleichzeitig — anderswo — Menschen jubeln, weil sich ihnen der Herr offenbarte als Gott der Liebe und der Güte! Dieser Gedanke kann trösten, weil wir so hoffen, daß es auch in unserem Leben wieder einmal hell wird.

Irgendwo las ich die Geschichte eines kleinen Mädchens, das Todesangst vor der Finsternis hatte. Nach dem ersten Schultag kam es strahlend heim: „Mutti — jetzt werde ich mich nie mehr vorm Finsterwerden fürchten. Warum hast du mir denn nie gesagt, daß die Sonne anderswo scheint, wenn sie bei uns untergeht, und daß es anderswo Nacht ist, wenn es bei uns Tag ist? Das ist ja dann nicht schlimm, dann weiß ich, daß sie sicher wiederkommt!“

Wenn man sich dasselbe mit Gott sagt, verliert vieles die Furchtbarkeit. Und wenn man sich im Dunkeln sagt, daß man — spätestens — im Augenblick des Todes keinen „Trotzdemglauben“ mehr braucht, sondern nur und endgültig mehr den „Wegenglauben“, daß man dann nur mehr glaubt, *weil* Gott wirklich ist, *weil* er wirklich die Liebe ist, *weil* wir das endgültig erkennen dürfen, so ist das ein großer Trost!

## „EIN TROPFEN HONIG“

Ich sagte schon, daß ich nicht glaube, man könne bei Vision oder Einsprechung selbst mit Sicherheit erkennen, ob Gott, der Dämon, Parapsychologie oder nur das Unterbewußte mitspielen. Da man aber den Baum an den Früchten erkennt, zeigt sich unbedingt über kurz oder lang die Herkunft des Erlebens an der Auswirkung.

Eine Ordensoberin meinte zu mir, man könne den Wert inneren Erlebens erst erkennen, wenn man mit dem, der die Dinge zu erfahren vorgibt, wenigstens ein Jahr lang zusammenlebt und seine Art im Umgang mit anderen beobachtet.

Ist Gott wirklich die Liebe, auch wenn es oft nicht so aussieht, will Christus, daß wir einander so lieben, wie er uns liebt, so ist es logisch, daß ein menschlicher Baum, dessen Wurzeln wirklich in Christus, also in der Liebe Gottes ruhen, Früchte an Liebe trägt.

Wer durch innere Einsprechungen nicht zu größerer Toleranz und mehr Liebe der Umwelt gegenüber gebracht wird, müßte mißtrauisch sein. Ich kenne einen Fall von „Einsprechungen“, die den Betreffenden zu schweren Bußübungen als „Sühneleiden“ veranlaßten. Derjenige wurde dadurch aber allen Untergebenen gegenüber so hart, lieblos und hochfahrend, daß ich persönlich kaum an die Echtheit glauben kann.

Ordensgründer wie Teresa von Avila wußten übrigens, wie gern falsche Einsprechungen zu heroischen Bußübungen auffordern, die so gesundheitschädlich sind, daß der „Begnadete“ unfähig zur Gemeinschaftsarbeit wird. Sie warnt auch nach-

drücklich, solchen inneren Bußvorschlägen zu folgen, wenn die Vorgesetzten oder der Beichtvater sie nicht ausdrücklich gutheißen.

In den vielen Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters, die Christus erwähnt, ist sicherlich Platz für alle geistigen Familien und deren Auffassungen. Ich zitierte ja Chardon. Es hat keinen Sinn zu verschweigen, daß manche aus Liebe zu Gott Bußübungen betreiben, die anderen einfach krankhaft vorkommen. Man darf nun nicht einfach apodiktisch behaupten, daß man mit solchen Dingen Gott keine Freude machen kann, weil es ihm ja nicht im geringsten auf die Handlung an sich, sondern nur auf die Liebe ankommt, aus der sie getan wird. Liebe aber — ob zu Gott oder zu Menschen — treibt in allen Jahrhunderten zu Taten, die dem Nichtliebenden abwegig, ja verrückt vorkommen.

Auch was krankhaft wirkt, muß nicht krankhaft sein. Trotzdem darf man sich nicht mutwillig gesundheitlich schaden. Wir haben uns Leben und Gesundheit nicht gegeben und dürfen sie uns daher nicht nehmen. Will uns Gott krank, so sorgt er selbst dafür.

Leidet unsere Umwelteinstellung außerdem durch Bußübungen, ist es ein Zeichen, sich mit dem ohnehin zufallenden Leid zu begnügen. Es wäre eine gründliche Fehlhaltung, sich Bußübungen auszusuchen, aber die Nadelstiche des Alltagslebens nicht liebevoll-gelassen ertragen zu wollen.

Als Weltmensch schreibe ich natürlich vor allem für solche ähnlichen Standes. Wir haben es in vielem leichter, in vielem schwerer als die Ordensleute oder sogar auch als die Mitglieder von

Säkularinstituten, weil diese alle im Schoß einer geistigen Gemeinschaft leben, die dasselbe Ziel, dieselben Ideale hat und die vor allem immer bereit ist, den zu bewundern, der etwas für Gott wagt. Wir aber leben meist in einer Umwelt — ausgenommen diejenigen aus streng katholischen Familien, die weiter in katholischer Umgebung leben —, die alles herabsetzt und lächerlich macht, was mit einem Glaubensideal zu tun hat. Sportideale — ja. Filmidole — warum nicht? Politische Ekstase — sicherlich! Auf Bequemlichkeiten des Lebens verzichten, weil man politisch oder sportlich etwas erreichen will, weil man beruflich vorwärtskommen und den neuesten Straßenkreuzer oder das eigene Haus, einen Fernsehapparat oder sonst irgendeinen Wunschtraum erhalten, respektive erfüllen will — das alles wirkt logisch. Wer aber um Gottes und des Glaubens willen auf etwas verzichtet, das den anderen lebensnotwendig oder auch nur angenehm vorkommt, der wird sofort als Narr oder Neurotiker abgetan.

Ich will damit sagen, daß wir viel mehr unter die Lupe genommen werden als Menschen innerhalb von Klostermauern. Ich sage innerhalb und nicht außerhalb, weil die Welt mit Ordenspersonen, die in aktiven Orden, in Spitälern oder Schulen beispielsweise, arbeiten, genauso unbarmherzig ins Gericht geht wie mit uns katholischen Laien. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß Gott jeden einzelnen von uns in einen ganz bestimmten Sektor seines Weingartens gestellt hat, damit wir dort eine ganz bestimmte Bodenfläche bearbeiten, jäten und versorgen. Jeder von uns trägt in seinem Leben die vollste Verantwortung für das Ärgernis, das er seiner Umgebung gibt; jeder muß Gott

Rechenschaft ablegen, wenn Menschen, denen er ein schlechtes Beispiel gab, von ihm auf Gott rückschließen.

Die meisten tun das — freilich infantilerweise —, denn was kann ein Chef schließlich dafür, wenn seine Angestellten, denen er vertraute, ihn betrügen, die Kasse veruntreuen und eine falsche Buchführung betreiben?

Man darf Gott nicht verantwortlich machen für seine schlechten „Angestellten“. Es ist unser Pech, daß der Respekt, den Gott vor unserem freien Willen hat, der ja letztlich die Gottebenbildlichkeit des Menschen grundlegend ausmacht, so groß ist, daß er ihn nicht umzwingt.

Aber wir Menschen sind uns nicht genug klar darüber, daß Gott nur eines an diesem freien Willen interessiert: Haben wir ihn dazu benützt, Liebe zu säen, oder nicht? Haben wir ihn zum Guten oder zum Schlechten benützt? Wobei etwas schlecht für den Nebenmann aussehen kann, was gut im Auge Gottes ist, der die wirkliche Intention des Handelnden ja sieht.

Wir vergessen gern — und absichtlich —, daß wir im Augenblick des Todes ohne jeden Rückhalt an anderen, ohne jede Ausrede — „der andere ist schuld gewesen . . .“ — vor Gott stehen werden, daß wir mutterseelenallein werden Rechenschaft ablegen müssen, warum wir so und nicht anders mit dem uns anvertrauten Saatgut göttlicher Liebe umgegangen sind.

Jetzt ist der Augenblick da, in dem der Baum nach den Früchten gerichtet wird, die da säuberlich ausgebreitet liegen vor Gottes und unseren Augen.

Es werden merkwürdige Früchte darunter sein, denn viele, die uns faul und verwest vorkamen,

werden als beste angesehen werden, viele, die reif und prall, saftig und kernschwer sind, werden als unwert fortgeworfen werden. Wieso das so sein wird?

Einmal war ich wieder sehr unglücklich, weil mir schien, daß alle Bemühungen, im Leben zu einer fruchtbaren Arbeit, zu einer — in meinen Augen — fruchtbaren Lebensgestaltung zu kommen, zum Scheitern verurteilt waren. Immer wieder ergab sich eine vielversprechende Möglichkeit, immer wieder rannte ich ihr begeistert nach, stürzte mich kopfüber in eine neue Arbeit, um nach kurzem zu sehen, daß alles wieder im Sande verlief . . .

Da wurde mir in einer Vision ein Obstbaum gezeigt. Er trug vielversprechenden Fruchtansatz, die Früchte reiften, röteten sich, schwollen saftig an, schon schien es, als würde man sie bald ernten können. Der Obstbaum freute sich darüber, denn er sah ja seinen Seinszweck darin, gute Frucht zu tragen. Er überlegte schon, wie der Gärtner sie wohl verwenden würde? Diese besonders schöne könnte man einem kranken Kind geben, diese Äste voll Obst als Tafelschmuck verkaufen, diese Frucht da aber wieder einpflanzen, damit neue Keime, neue Bäume daraus entstünden.

Da aber kam der Gärtner. Er nahm den ganzen Baum, bog seine Krone herab, band sie an der Wurzel fest und ging wieder fort.

Nun hingen alle schönen Früchte verkehrt hinunter, und da der ganze Säftehaushalt gestört war, da die Rinde verletzt und vieles gebrochen war, fielen sie nacheinander ab und verfaulten armselig.

Wie nutzlos sich da der Baum vorkam, wie unglücklich er war . . .

Aber nach einigen Monaten bemerkte er etwas

Merkwürdiges: Der Nebenbaum hatte den Humus aufgenommen, der durch die verfaulten Früchte entstanden war, und trug nun seinerseits doppelt so schöne Frucht. Da verstand der Baum plötzlich, daß es gar nicht darauf ankam, selbst Frucht zu tragen, über die man sich freut, sondern es dem Gärtner zu überlassen, wozu er die Früchte benützen will. Es kann gut sein, daß er sie zum Verfaulen verurteilt, weil er sie nur als Humus braucht, damit ein schwächlicher Nebenbaum starke, schöne Früchte trage.

So wird das im Jenseits sein. Oft glauben wir, ein eigenes Fruchttragen erzwingen zu sollen — auf Kosten anderer. In Wirklichkeit will Gott aber, daß wir ihm — was oft sehr schwer ist — unsere ganze Fruchttragung, unser ganzes Leben, unser Können anvertrauen, damit er darüber frei verfüge. Es tut oft weh, selbst im Schatten zu stehen und nie eine Reifung zu erleben, wenn rundherum alles blüht und gedeiht. Aber erst im Jenseits werden wir wissen, ob unser Verzicht, unser Fiat, anderen entscheidend zur Reife verhalf.

Wie oft kommt es in einer Familie vor, daß nicht genug Geld da ist, um mehrere Söhne studieren zu lassen. Zwei von ihnen scheinen auf verschiedenen Gebieten gleich begabt zu sein. Einer aber muß auf das Hochschulstudium zugunsten des anderen verzichten. Oft werden sich beide trotzig aufbäumen: „Wie komme gerade ICH dazu, verzichten zu sollen?!“

Wenn aber der eine zurücktritt, so ermöglicht er dem anderen erst die rechte Fruchttragung durch diesen Verzicht. Oft wird es auch gar kein bewußter Verzicht sein, sondern ein Leben wird eben ganz einfach nie eine rechte Frucht bringen. Nimmt das

der Betreffende aus Liebe zu Gott als Kreuz auf sich, so hilft er durch dieses Fiat in Liebe anderen, die er oft vielleicht gar nicht kennt!

Abgesehen davon aber, glaube ich nicht, daß der Weg einer gewaltsamen Losschälung von jeder Freude, von jeder menschlichen Wärme für den Menschen in der Welt geeignet ist. Vielleicht für manche. Meist aber wird dadurch nur eine verkrampte, unliebenswürdige Haltung hervorgerufen, die niemanden zur Nachahmung reizt. Jeder Christ soll Christus in der Liebe nachfolgen und selbst so liebenswert sein, daß die Ungläubigen sich gerne von ihm zum Glauben führen lassen. Leider stimmt es — was man immer wieder zu hören bekommt —, daß im Christentum oft zu wenig die Frohbotschaft, die positive Seite hervorgehoben und statt dessen eine weltabgewandte Moral gepredigt wird. Das negative „Du darfst nicht!“ wird leider oft mehr betont als das positive „Du sollst!“. Wäre es da nicht gut, manchmal an das Wort des heiligen Franz von Sales zu denken, daß man mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen fange als mit einem Faß voll Essig?

Christus warf den Pharisäern vor, den Buchstaben über den inneren Sinn des Wortes zu stellen. Sinn jedes Gesetzes darf aber nur die Liebe sein. Wenn diese fehlt, stimmt etwas nicht, mag auch noch so viel äußerer Bußgeist zur Schau getragen werden.

## INTERVIEW MIT TERESA VON AVILA

Warum sollte ein Journalist Gottes eigentlich kein Interview mit einem anderen machen?

Ich werde mir einmal die Kollegin aus Avila anrufen ...

„Hallo! Bitte das Josefskloster in Avila! Ja? Könnte ich bitte die Priorin, Madre Teresa, sprechen? ... Hallo! Madre? Haben Sie etwas Zeit für mich? Hier spricht Wien — eine arme Kollegin, die gern einige Fragen stellen möchte! Darf ich anfangen? Ich bin nämlich eine begeisterte Leserin Ihrer Schriften! Ihr Humor, Ihre Ausgeglichenheit und Ihr psychologisches Einfühlungsvermögen sind ganz wunderbar, Madre — es ist kein Wunder, daß Leser aller Schichten und Nationen zu Ihren Anhängern zählen!

Neulich erzählte mir jemand von dem Rebhendlessen, zu dem Ihnen einmal ein Jägersmann verhalf. Sie ließen es sich schmecken, als Sie eine halblaute Bemerkung einer Ihrer geistigen Töchter hörten, daß es Ihrer als ehrwürdiger Gründerin unwürdig wäre, sich an so trivialen Dingen zu erfreuen! Sie antworteten lachend, daß man im Leben alles stets ganz machen solle, bete man, solle man es aus ganzem Herzen tun, lasse man sich aber Rebhühner schmecken, so solle man auch hier ganz bei der Sache sein. — Das ist wirklich wunderbar!“

„Ja sehen Sie, man muß manchmal energisch solche Sachen sagen, denn man erlebt die merkwürdigsten Dinge, wie Menschen unnatürlich und verkrampft werden, sobald sie auf den guten Eindruck bedacht sind, den sie machen wollen!“

„Madre, bitte sprechen Sie etwas über Ihre Lebensauffassung und über Probleme der Seelenführung. Das interessiert die Leser hier sehr!“

„Das ist nicht ganz leicht, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll! Seelenführung? Lebensauffassung? Sie erwähnten gerade die Geschichte mit den Rebhühnern. Ich glaube, daß man den Mut zur eigenen Persönlichkeit haben muß, auch und gerade dann, wenn sie von der Umgebung absticht. Nur keine Gleichschaltung, am wenigsten im geistigen Leben! Sehen Sie, diese Gefahr besteht nämlich gerade im Ordensleben, wo Menschen einem bestimmten Heiligkeitideal naheifern, das womöglich auf ganz anderen Charakteranlagen basiert und dessen Nachahmung um jeden Preis nur zur Verbiegung der eigenen, gottgewollten Anlagen führt. Auch im Weltleben ist diese Gefahr immer gegeben — besonders bei jungen Menschen, die irgendeinem Idol naheifern wollen und dessen Frisur, Kleidung, Lebensweise nachäffen, so daß aus ihnen eine Karikatur wird. Es ist immer schlecht, wenn Menschen sich selbst — wie man bei Ihnen sagt — ‚tierisch ernst‘ nehmen. Eine Portion Humor ist auch im geistigen Leben erfrischend und nützlich.“

„Davon zeugen alle Ihre Schriften, Madre!“

„Ja, Menschen, die nicht imstande sind, über sich selbst zu lachen, nehmen Nebensächliches leicht tragisch und setzen sich über Unwesentliches nur schwer hinweg. Sie werden, was die eigene Vollkommenheit betrifft, zu einer Art religiösem Hypochonder, messen beständig den Grad ihres geistigen Wachstums, messen sich ständig an anderen, krän-

ken sich über das leiseste, natürliche Versagen ihrer Natur halb zu Tode und beschäftigen sich so zuviel mit dem lieben Ich statt damit, was sie für andere tun können.

Die Weltgeschichte kennt an sich sicherlich ebenso viele tapfere Frauen wie Männer, wenn auch das weibliche Heldentum naturgemäß auf einer anderen Ebene liegt. Nur sind Frauen von Natur aus sensibler, und darin liegt eine große Gefahr, die auch im Ordensleben zum Vorschein kommt.

Mir liegt bei Neugründungen von Karmelklöstern besonders viel daran, daß die Eintretenden eher ‚starken Männern‘ als ‚schwachen Frauen‘ gleichen. Denn die Gefahr bei der Frau liegt an sich darin, daß sie nach Schutz sucht, nach einem ihr übergeordneten Intellekt, der ihr Alltagssorgen und Entscheidungen abnimmt. Während diese Haltung in der Ehe richtig sein kann, kann sie bei passiven Naturen im Orden dazu führen, daß die Betreffenden nicht nur für das materielle, sondern auch für das spirituelle Leben nach einer Führerpersönlichkeit Ausschau halten, von der sie erwarten, daß sie sie in allem gängelt. Sie sind so jemandem dann seelisch völlig ausgeliefert, weil sie sich ausliefern wollen.

So kann es zu Gewissensskrupeln kommen. Denn man geht ins Kloster, um sich von menschlicher Anhänglichkeit zu befreien. Man will von jetzt an nur Gott gehören, aber man bleibt trotzdem ein Mensch aus Fleisch und Blut, ein Mensch mit Sympathien und Antipathien, mit Migräne oder Magenschmerzen, mit hunderterlei Erbwerten, die auf die Verhaltensweise Einfluß haben. Der gute Wille kann natürlich nicht immer genügen, um das alles zu überwinden!

Dazu kommt, daß wir Frauen, wenn wir normale Frauen und keine Mannweiber sind, ein starkes affektives Bedürfnis nach Zärtlichkeit haben. Man soll sich nicht einreden, daß das immer auf Gott hin sublimierbar ist, weil es dazu vor allem der freien Gnade Gottes bedarf. Wenn Gott uns Zeiten der seelischen Erfüllung, der Gnade, des Wissens um seine tatsächliche Existenz, um seine persönliche Liebe zu uns schenkt, ist es leicht, ihm den Primat vor allen Geschöpfen zu geben. Sowie er sich aber verbirgt — was auch jahrelang der Fall sein kann —, sprüht das unterdrückte Zärtlichkeitsbedürfnis aus der Seele auf und zu anderen hin.

Es ist viel gesünder, das von vornherein einzusehen und damit zu rechnen, als es zu leugnen. Nichts ist im geistigen Leben so falsch — das kann jeder an sich erfahren —, wie sich einzubilden, eine Tugend von Gott erhalten oder sie selbst wirklich erworben zu haben, bevor man sie nicht energisch erprobt hat. So kann jemand monatelang glauben, endlich sanft und demütig geworden zu sein, weil ihm niemand widersprochen hat. Kaum setzt man ihn aber herab, kaum widerspricht jemand unmotiviert, läuft sein zorniges Temperament wieder über. Das ist dann sehr gesund für den Betreffenden, weil er deutlich erkennt, wie wenig er ohne göttliche Hilfe fertigbringt!

Natürlich kann der Herr auch durch persönliches Eingreifen wahre Wunder an Gnade in uns wirken, und das geschieht in manchen Visionen, wie ich an mir selbst erfuhr. An der bleibenden Wirkung in der Seele erkannte ich deutlich, daß es sich nicht um Einbildung handeln konnte!

Ich bin fest überzeugt, daß die Einbildungskraft nie eine Vision hervorbringen könnte, die ebenso

große und bleibende Wirkungen in der Seele zurückläßt! In der Vision, die von Gott kommt, wird die Seele unaussprechlich bereichert, ja selbst der Leib erhält von ihr Gesundheit und Kräftigung<sup>63</sup>!

Wie sollte der Herr des Himmels und der Erde denn nicht auch Herr über die Seele sein und über das, was er ihr gibt oder nimmt? Wer könnte die Majestät beschreiben, in der Gott sich zeigt? Welch ein Herr der Welt ist er und aller Himmel, ja tausend anderer Welten und Himmel ohne Zahl, die er noch erschaffen könnte! Die Seele vergißt das Überwältigende der Vision wohl wieder, aber Majestät und Schönheit bleiben ihr so eingeprägt, daß sie sie einfach nicht mehr vergessen kann, außer natürlich, wenn der Herr selbst will, daß die Seele an Trockenheit und Verlassenheit leidet! Ist das der Fall, kommt ihr vor, daß sie die Existenz Gottes selbst vergißt . . . In der Vision aber, von der ich jetzt spreche, wird die Seele ganz verwandelt. Sie ist ständig in Gott versenkt und fühlt, wie ihre Liebe zu ihm erneut und viel stärker als zuvor aufflammt!“

„Waren Sie, Madre, aber immer wirklich davon überzeugt, daß diese Visionen und Einsprechungen von Gott kommen? Haben Sie selbst nie daran gezweifelt?

Madre, haben Ihnen denn die Priester, die Sie kannten, nie Angst eingejagt, daß Sie sich alles nur einbilden? Hat man Ihnen nicht am Ende gesagt, daß alles vom Dämon kommt, so wie man heute Menschen sagt, daß sie irgendwelchen okkulten Kräften unterliegen, sofern man sie nicht überhaupt als Irre zum Elektroschock schickt?“

„Gewiß hat man mir das alles gesagt, und ich hatte bittere Zeiten voll Angst und Zweifel zu durchleben!“

„Wie würden Sie als Ordensoberin zu erkennen suchen, ob bei jemandem Visionen von Gott oder nicht von Gott stammen?“

„Ich habe im eigenen Leben und im Leben anderer bemerkt, daß Offenbarungen und Visionen, die von Gott kommen, so wie ich es eben sagte, in der Seele große Wirkungen an Umkehr, Umdenken, an Caritas, das heißt an Gutsein, Güte, Nachsicht anderen gegenüber, an größerer Strenge aber dem eigenen Ich gegenüber, hervorrufen.

Man sagte auch mir längere Zeit, daß meine Vision nur Einbildung, wenn nicht gar Blendwerk des Teufels wären. Ich selbst konnte das nicht glauben. Denn nehmen wir als Beispiel jemanden an, der ganz arm ist, der aber plötzlich herrliche Juwelen geschenkt bekommt, die offen vor ihm auf dem Tisch liegen. Er kann doch nicht daran zweifeln, daß diese Juwelen existieren! Er kann sie sogar aufnehmen, bewundern und anderen schenken, denn sie gehören ihm ja. Dasselbe war in meinem Leben der Fall. Ich bekam diese Kleinodien in Gestalt göttlicher Gnaden, die mich so veränderten, daß alle, die mich kannten, einsehen mußten, wie ganz anders als vorher meine Seele war. Selbst mein Beichtvater sagte, ich hätte mich grundlegend geändert, das sei nicht erheuchelt und jeder müsse es klar erkennen. Ich antwortete, daß ich eben deshalb nicht glauben könne, daß der Dämon, um mich zu betrügen und in die Hölle zu stürzen, ein so verkehrtes Mittel anwenden, das heißt mich mit

Tugendschmuck behängen würde. Er würde mich ja von meinen bösen Gewohnheiten befreien und mir dafür Tugend und Stärke geben, das Gute zu tun<sup>64</sup>!

Im eigenen Leben und bei der Beurteilung von Offenbarungen anderer würde ich also erst einmal eine Zeitlang abwarten, um zu sehen, in welcher Richtung alles fließt, wie der Mensch reagiert, ob er — vor allem — in der Liebe zu Gott und seiner Umwelt wächst.

Alles, was jemanden in der Liebe zu Gott und seinem Nächsten stärkt, alles, was jemanden dazu bringt, sich selbst zum Guten zu überwinden, KANN nur von Gott kommen. Von allen Einsprechungen aber ist im Detail zu sagen, daß sie von Gott kommen *können*, aber nicht von ihm kommen *müssen*, und daher muß ein erfahrener Seelenführer oder ein kluger Ordensoberer verstehen, die Spreu vom Weizen zu scheiden . . .

An sich ist immer größte Vorsicht geboten. Denn Leichtgläubigkeit könnte wirklich ernste Folgen haben, wenn sie beispielsweise Menschen, die aus labilem seelischem Gleichgewicht vielleicht nur unbewußt Visionen produzieren, in ihrer Gottgesandtheit bestätigt. Damit will ich nicht sagen, daß man Menschen, die tröstende Stimmen hören, die sie zum Guten anleiten, nicht sagen darf, daß diese von Gott stammen. Denn innere Stimmen, die zu größerer Selbstüberwindung, zu Nächstenliebe und Gottesdienst antreiben, sind jedenfalls vom guten Geist. Auch die Stimme des Gewissens wird ja vielfach als Stimme Gottes bezeichnet. Anders aber ist es, wenn ein Mensch lange Offenbarungen erhält, die sich mit theologischen Themen oder mit dem Leben anderer befassen, mit Unternehmungen,

die in Angriff genommen werden sollen, und ähnlichem. Da muß man zuwarten und längere Zeit prüfen . . .“

„Madre, darf ich noch eine andere Frage stellen? Ich frage mich, ob in Erzählungen über Sie nicht manchmal Ihre rein persönlichen Gnaden verallgemeinert werden! Ich meine damit die Vorhersagen. Sie schrieben einmal, sollte der Herr Ihnen etwas vorhersagen, was ganz unmöglich schiene, so wären Sie trotzdem überzeugt davon, daß es eintreffen würde. Oft habe es jahrelang gedauert, schließlich hätten die Vorhersagen aber immer gestimmt. Nun betont Pater Ibanez in seinem Gutachten, daß dies ein besonderes Zeichen der Echtheit Ihrer Einsprechungen sei<sup>65</sup>. Es ist aber doch andererseits vielfach vorgekommen — und zwar sowohl bei alttestamentarischen Propheten wie bei Mystikern des Christentums —, daß Vorhersagen nicht eintrafen. War das nicht auch oft bei kanonisierten Heiligen der Fall?

Es wäre natürlich sehr unverschämt und vermessen von mir, mich in irgend etwas mit Ihnen zu vergleichen, aber ich gebe zu, daß es für mich persönlich eine schwere seelische Belastung ist, daß manche Vorhersagen eintreffen, andere wieder nicht. Ein erfahrener Theologe fragte mich einmal, wie groß der Prozentsatz eintreffender und nicht eintreffender Vorhersagen in meinem Leben sei? Wie? 80 bis 85 Prozent träfen ein? Das sei geradezu enorm! Denn bei den meisten Mystikern träfen bestenfalls 15 Prozent ein! Dies füge Gott wohl so, um den Menschen mißtrauisch gegen sein Eigenurteil zu machen, so daß er der Meinung seiner kirchlichen Vorgesetzten mehr vertraue!“

„Das mag schon stimmen. Ich selbst habe im Zweifelsfall, vor allem, wenn es sich um einen inneren Auftrag handelte, auch lieber meinem Beichtvater gehorcht, falls dieser anderer Ansicht war. Ich glaube außerdem, daß Gott diese Unterordnung des eigenen Wollens unter einen fremden Willen sehr schätzt. So hatte mir der Herr einmal aufgetragen, einen Karmel in Madrid zu gründen. Pater Gracian aber, wohl um meinen Gehorsam zu prüfen, befahl mir statt dessen, nach Andalusien zu einer Gründung zu fahren. Ich gehorchte natürlich ihm!“

„Waren Ihre Visionen und Einsprechungen mit den Körpersinnen wahrnehmbar oder nur einbildlich?“

„Ich empfang alles mit den inneren Sinnen. Jahre-lang lebte ich darum in größten Zweifeln, ob das, was ich erlebte, von Gott käme und zu Gott führte! Erst als die göttliche Vorsehung mir den ehrwürdigen Bruder Petrus de Alcántara sandte, war ich beruhigt. Denn er kannte die Gnaden, die ich bekam, aus eigener Erfahrung und verstand mich dadurch besser als die anderen. Er gab mir wichtige Aufklärungen, weil mir meine Visionen, die ich mit den Augen der Seele sah, ganz unbegreiflich vor-kamen! Ich dachte, daß man nur solchen Visionen Beachtung schenken dürfe, die mit dem körperlichen Auge gesehen würden. Aber dieser Mann Gottes klärte mich über alles auf und beruhigte mich mit den Worten, ich könne überzeugt sein, daß der Geist Gottes in mir wirke<sup>66</sup>!

An sich waren die Früchte der Visionen in mir ja solcher Art, daß ich an der Urheberschaft Gottes

eigentlich nicht hätte zweifeln dürfen. Die Einsprechungen selbst waren sehr unterschiedlich: Einige schienen von außen, andere ganz aus dem Inneren der Seele und wieder andere aus dem oberen Teil derselben zu kommen. Noch andere waren so äußerlich, daß man sie mit dem Ohr hörte, da sie deutlich ausgesprochene Worte zu sein schienen<sup>67</sup>...

Die Angst vor Täuschung kann überaus quälend sein, sei es nun, daß man sich vor Selbsttäuschung fürchtet oder davor, daß der Dämon die Hand im Spiel hat. Die Gefahr von Illusionen ist natürlich immer vorhanden, besonders bei Menschen mit schwacher Einbildungskraft oder melancholischer Gemütsart!“

„Madre, Sie haben sicherlich von den sogenannten Erscheinungen gehört, die sich angeblich jahre-lang im bayrischen Dorf Heroldsbach zeigten! Es ist so, wie Sie sagen: Eine gewisse Art Menschen kann leicht Halluzinationen haben, die sie für Wirklichkeit halten, so wie der Wüstenwanderer die Fata Morgana für eine echte Oase hält. Ein ausländischer Theologe, der sich beruflich mit Erscheinungen in aller Herren Länder befaßt, bat mich vor einigen Jahren, für ihn, der nicht deutsch konnte, nach Heroldsbach zu fahren, wo ich ‚Seherinnen‘ und Pfarrer interviewte. Meine Erfahrungen über die Leichtgläubigkeit der großen Masse waren erschütternd! Ich sah mit an, wie man einer Schweizer Pilgergruppe einredete, daß unsichtbar vor ihnen Maria mit dem Jesuskind, flankiert vom heiligen Nikolaus von der Flüe und der heiligen Bernadette stünde. Maria segnete angeblich die mitgebrachten Rosenkränze. Dann führte die

Gruppe halbwüchsiger ‚Seherinnen‘ die Hände der einzelnen Pilger — worunter auch Priester und Klosterfrauen waren — in die Luft, damit sie dort einen Händedruck mit ihrem Nationalheiligen wechselten! Ergriffenen Ausdrucks glaubten die meisten, das wirklich getan zu haben. Inwieweit die ‚Seherinnen‘ selbst gutgläubig waren oder von gerissenen Managern in das Sehertum hineingeredet wurden, kann ich nicht sagen. Der Pfarrer war selbst sowohl von den Erscheinungen wie von der Aufrichtigkeit der Kinder überzeugt. Kurz nach meinem Besuch verbot der Bischof von Bamberg aber kurzerhand den ganzen Pilgerrummel. — Sie hatten selbst ja sicherlich auch gegen Leichtgläubigkeit zu kämpfen bei Ihren geistigen Kindern!“

„Ich habe nicht gerade Klosterfrauen erlebt, die so leichtgläubig waren, anzunehmen, daß ihnen ein Heiliger aus dem Jenseits die Hand schüttelt, aber immerhin genug andere, die aus einem an und für sich einerseits passiven, andererseits leichtgläubigen und affektiv zu stark belasteten Temperament Enttäuschungen in Glaubensdingen oder im Leben mit den Mitschwestern dahingehend abreagierten — Sie würden wohl sagen ‚sublimierten‘ —, daß sie sich so lange in tröstliche Gedanken über Gott flüchteten, allerhand lasen, was anderen mit Gott Tröstliches und Erbauliches widerfuhr, was sie von der bösen Welt erfolgreich löste, bis es wie eine Art Narkose wurde, die sie umnebelte und in der sie ihre eigene Einbildung nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden konnten. Sie kennen sicher, genauso wie ich, Menschen, die nach bestem Wissen und Gewissen Dinge berichten, die sie angeblich erlebten — Reisen, Abenteuer, Gespräche mit be-

deutenden Menschen —, obwohl sie doch aus ihren engen vier Wänden nie weiter herausgekommen sind, als ihr Alltagsleben es verlangt. Sie wollen gar nicht lügen, sie brauchen nur für das eigene Ich den Hintergrund ereignisreicher Tage, um vor sich selbst einen größeren Wert zu besitzen!

Ich ziehe mich da so aus der Affäre — wohlgemerkt, wenn ich durch das sonstige Umweltverhalten der oder des Betreffenden sicher bin, daß es sich um Täuschung handelt —, daß ich zwar nichts auf das gebe, was sie sagen, ihnen aber sonst nur sanft zureden und mich davor hüten, ihre Seele in gefährliche Unruhe und Trostlosigkeit zu stürzen, indem ich ihnen sage, daß der Dämon sie täuscht! Man darf solchen Leuten nicht noch mehr Trübsal bereiten, als sie bei ihrem krankhaften Zustand ohnehin zu erdulden haben! Sie würden es mir auch nie glauben, daß sie sich alles einbilden, weil sie von der Wirklichkeit ja überzeugt sind. Daher halte ich es, wie gesagt, für das beste, auf solche Einbildungen nichts zu geben. Sollte es trotzdem der Geist Gottes sein, der sie hervorbringt, und sollte ich mich täuschen, so trägt dieses Verhalten der Ordensoberen nur zur Förderung der Seele bei. Die göttlichen Gnadenerweise nehmen zu, wenn sie dieser Prüfung unterworfen werden<sup>68</sup> . . .“

„Ich habe nicht Ihre vielseitige Erfahrung mit anderen, Madre, aber ich möchte doch glauben, daß man auch dann sehr vorsichtig sein soll, wenn man die Glaubwürdigkeit von Menschen an sich anzweifelt. Denn, zumindest meiner persönlichen Erfahrung nach, kann so viel in einem Menschen zerstört werden, daß Gott um die Früchte geprellt wird, die er durch Einsprechung erzielen wollte! So

kam kürzlich jemand zu mir, der mitten im Leben steht. Jemand, der viel durchgemacht hat, tapfer im Beruf seinen Mann stellt, der gütig und hilfsbereit zu allen ist, der also wirklich den Eindruck macht, vom ‚guten Geist‘ erfüllt zu sein. Er war verstört und wollte lange nicht mit der Sprache heraus. Schließlich berichtete er von inneren Einsprechungen, die ihn seit Jahren leiteten. Er hätte sich niemals getraut, mit jemandem darüber zu sprechen; was ich von solchen Dingen hielte? Er hatte selbst keine Ahnung von meinen eigenen Erfahrungen auf mystischem Gebiet . . .

Ich riet ihm vor allem, mit dem ständigen Beichtvater, einem klugen Priester, zu sprechen. Er tat es und kam noch viel verstörter zurück. Der Beichtvater hatte ihn nicht ernst genommen, nicht gerade verlacht, aber, was viel ärger ist, er hatte alles bagatellisiert, was seinem Beichtkind Herzensanliegen war.

Ich bin nicht überzeugt davon, daß man ohne weiteres das Recht hat, jemandem mitten im Leben Stehenden zu sagen, daß er sich wesentliche Dinge, die seit Jahren sein Leben positiv beeinflussen, nur einbildet! So als wäre er ein unmündiges Kind, das Spiel und Wirklichkeit verwechselt! Ich fürchte, daß man aus Illusionsangst Gott darum bringt, Menschen große Gnaden zu schenken.

Eine andere große Gefahr sehe ich in der Verallgemeinerung. Wie viele Theorien wurden auf Ihren Schriften aufgebaut, die Erfahrungen verallgemeinern, die Sie vielleicht nur für Ihr eigenes Leben oder das der Ihnen in Zeit und Raum Ihres Lebens Anvertrauten, verstanden wissen wollten! Ein im mystischen Gnadenleben sehr erfahrener Theologe betonte, daß es gerade da keinerlei Gesetzmäßigkeit

gäbe und geben könne, denn je echter, je gottdurchpulster ein Gebetsleben sei, desto weniger lasse Gott sich in menschliche Gesetze oder Regeln sperren! Greife Gott persönlich ein, so denke er gar nicht daran, sich an sogenannt ‚allgemein geltende‘ Gesetze zu halten! Weder im mystischen Leben noch bei Krankenheilungen in Lourdes! Man könne daher kaum glauben, daß auf einem gewissen Niveau mystischen Lebens etwas eintritt oder unmöglich ist, so wie manche Mystiker glauben lassen, daß es im innigsten Stadium der Einheit zwischen Seele und Gott weder Glaubenszweifel noch ernste Versuchungen oder gar schwere Sünde mehr geben könne. Ungezählte Heiligenleben — um nur das einer kleinen Therese oder das eines Pfarrers von Ars zu nennen — beweisen das Gegenteil, was Glaubensprüfungen betrifft, und ein Petrus, der die schwere Sünde der ‚Christusverleugnung‘ aus Angst beging, lebte darum doch in innigster Herzenseinheit mit Gott! Waren sie darum alle weniger heilig oder in einer ‚äußeren Seelenwohnung‘, wie Sie es nennen würden<sup>69</sup>? Der erwähnte Theologe meinte, der eine Mystiker dürfe seinen Weg eben im hellsten Glaubenslicht gehen, während ein anderer in schreckvoller Dunkelheit wandere. In Gott sei nichts statisch, und das Messen mystischer Höhen wäre etwas für Geometer und Statiker. Das einzige, worauf es hier wie überall — bei mystischen Gnaden wie im Alltagsleben — ankäme, sei der Gehorsam des einzelnen Menschen gegenüber seiner persönlichen Gnade und die Weigerung, diese Eigengnade zu verlassen, um eine andere zu suchen, die Gott ihm gar nicht geben will und die Gott daher auch nicht von ihm fordert. Das einzig wesentliche Kriterium für die Seelenführung bei der Beur-

teilung von Einsprechungen, Visionen und einem geistigen Weg im allgemeinen könne und dürfe daher nur die Mitarbeit des Betreffenden mit seiner ihm ganz individuell gegebenen Gnade sein!

Ich bin nicht leichtgläubig und rede der Leichtgläubigkeit auch nicht das Wort, aber ich bin überzeugt, daß es nichts *Kostbareres* für den Menschen geben kann als ein ihm genau angepaßtes, für ihn persönlich bestimmtes Wort Gottes, so daß man nicht leichtfertig durch Zweifel oder gar Herabsetzung der Gnaden anderer ein solches persönliches Eingreifen Gottes verunmöglichen darf. Nichts ist so heilsam wie die persönliche Erziehung durch Gott. Meiner Ansicht nach ist es *vermessen*, von Gott den Beweis zu verlangen, daß er eine Seele führt, weil man dem Dämon oder meinetwegen einer Geisteskrankheit oder dem Geltungstrieb einen größeren Platz im Bereich der Möglichkeiten einräumt als Gott. Ich glaube, man sollte doch Gott zuerst den Vertrauensvorschuß geben, ihm zuzutrauen, einen Menschen zu leiten. Zeigen sich im Seelenleben des anderen gar zu viele negative Zeichen, so kann man die Meinung immer noch revidieren! Aber man darf einen Nebenmenschen nicht verletzen, indem man a priori an allem zweifelt, was er sagt.

Vor Jahren erklärte mir ein sehr erfahrener Ordensmann im Ausland, er könne mit gutem Gewissen niemandem, der mystische Gnaden erhalte, mehr zu einem Ordensleben zureden, weil er immer wieder sehe, daß Beichtväter, Novizenmeister und Ordensobere sich anmaßen, das eigene Ich, das eigene Urteil an Stelle Gottes zu setzen. Nur Gott allein komme es zu, jemanden zu demütigen, niemals aber dürfe ein Mensch sich selbst als Instru-

ment Gottes betrachten, das einen anderen demütigt. Man verletze die Mitmenschen schon oft genug, ohne es zu wollen; sie aber absichtlich herabzusetzen und zu ‚prüfen‘ mit der guten Ausrede, das sei für ihren Weg heilsam, wäre geradezu eine Ungeheuerlichkeit und eine sehr sublim verkappte Selbstsucht, die die eigene Bestätigung durch Herabsetzung des anderen, durch eine hohe Selbsteinschätzung sucht: Gott habe einen zu seinem ‚Instrument‘ gewählt, durch das er andere bilde, sozusagen zu einem Meißel, mit dem er meißle. Jemand sagte, daß jeder Mensch schon genug an sich selbst leide, weil jeder gleichzeitig Meißel und Gemeißelter, Marmorblock und Bildhauer sei. Das ist sehr wahr. Ich habe es selbst oft genug erlebt, wie überheblich Leute sein können, wenn es sich um absichtliches, rücksichtsloses Verletzen handelt, wenn sie genau wissen, wie schäbig sie sich benehmen, und wenn sie es doch tun, weil sie ihr eigenes Gewissen damit betrügen und betäuben, daß sie ‚ja nur zum Besten des Herabgesetzten handeln‘. Ich sehe keinen so großen seelischen Unterschied zwischen diesen Leuten und Konzentrationslagerschergen. Mir sind die Konzentrationslagerschergen lieber und sympathischer. Sie haben sich nicht selbst belogen, sie haben der eigenen Handlung kein Mäntelchen umgehängt — sie waren Sadisten und haben als solche gehandelt. Dreimal wehe aber denen, die Sadisten sind, die Freude an Herabsetzung und Qual der ihnen Anvertrauten empfinden und die die eigene üble Selbstbefriedigung — denn um etwas anderes handelt es sich nicht — damit bemänteln, daß sie sich als Instrumente Gottes fühlen, berufen, den Marmorblock der anvertrauten Seele zu meißeln. Sie

meißeln nicht — das kann nur Gott, so daß aus dem formlosen Block formgestaltete Schönheit wird —, sie zerhacken, sie zerbröseln, sie vernichten. Dem Menschen kommt nur eines zu: Christus ähnlich zu werden. Christus aber hat — mit Ausnahme der Pharisäer — niemals jemanden herabgewürdigt, sondern immer nur in Liebe aufgerichtet. Seelenführung — gleich ob in der Welt oder im Kloster — hat also immer nur in Güte, als Stütze, als Hilfe zu geschehen, wenn sie wahre Christusnachfolge ist, niemals aber in Lieblosigkeit und Egoismus, in Überheblichkeit und bemäntelter seelischer Feigheit.

Um aber nochmals darauf zurückzukommen, was Sie über Visionen sagen:

Sie sagen in Ihrem „Leben“<sup>70</sup> doch selbst, daß zwischen Vision und Einbildung derselbe Unterschied bestehe wie zwischen einem lebendigen Menschen und dessen Bild, weil sich in der Vision der lebendige Christus in so unendlich großer Majestät offenbare, daß man an der Wirklichkeit gar nicht zweifeln kann!

Alles, was Sie dort aussprechen, kann ich selbst aus eigenster Erfahrung bestätigen. Warum sollen es dann viele andere Menschen nicht ebenso erfahren? Ich glaube, daß sich Gott Hunderttausenden in jedem Jahrhundert mitteilen würde, wenn man es ihm erlaubte! Natürlich soll man Vorsichtsmaßnahmen anwenden. Aber so wie Ärzte, die an der Möglichkeit anderer Heilmöglichkeiten als jenen der Schulmedizin zweifeln, Quacksalbern Tür und Tor öffnen, so öffnen übervorsichtige Seelenärzte Sektierern — diesen Quacksalbern des Glaubens — Tür und Tor! Gott kann auf vielerlei Arten heilen. Er gibt uns Gesundheit, er erlaubt Krankheit und kann beides in Leib und Seele austauschen!“

„Langsam — langsam! Sie reden sich ja in Zorn! Vergessen Sie nicht, daß meine Zeit die Zeit der Inquisition war, also eine Zeit, in der es doppelt vorsichtig zu sein galt! Die heute ausgearbeiteten Unterscheidungsmerkmale zwischen Geisteskrankheit und mystischem Erleben gab es nicht; was heute in das Gebiet der Parapsychologie gehört, wurde damals unter dem Sammelnamen des Dämonischen zusammengefaßt, man wußte nichts vom Unbewußten und nichts von Psychosen — das müssen Sie bedenken!“

„Das tue ich auch, aber es ist tragisch, daß so viele heutige Neurologen, Priester und Psychiater noch in der Ideenwelt des 16. Jahrhunderts zu leben scheinen! Ich glaube fest daran, daß denen, die Gott lieben, wirklich alles zum besten gereicht, und ich bin fest davon überzeugt, daß Gott jeden Menschen individuell führt, um ihn an sich zu ziehen.

Selbst, wenn manches parapsychologisch erklärbar ist im Leben von Mystikern, ist darum ihr Weg an sich noch nicht falsch! Dann benützt Gott eben die parapsychologische Veranlagung des Betroffenen zu dessen Heiligung.

Vertraut sich mir jemand an, so begnüge ich mich anfangs damit, mir die Ereignisse erzählen zu lassen, und suche herauszufinden, wie der Betreffende reagiert. Sehe ich seinen guten Willen, mit der Gnade mitzuarbeiten, so finde ich es das Wichtigste. Im weiteren Verlauf kann man sich oft damit begnügen, vorsichtig zu raten, im übrigen aber alles der weisen Führung Gottes überlassend, der einzig weiß, wie jemand von *innen* heraus zu nehmen ist! Man hat kein Recht, Gott vorzuschreiben, wie er

andere führen soll, sondern muß die anderen — genauso wie sich selbst — ihm überlassen.“

„Hier bin ich ganz Ihrer Meinung. Sich Gott ganz überlassen ist überaus wichtig, das tue ich auch, denn nur er, der mich kennt, kann mich daher den Weg führen, den er für den besten hält, damit ich so in allem seinen Willen tue!“

„Sagen Sie nicht auch, Madre, daß Menschen, die mystische Gnaden bekommen, gar nicht an ewigen Ruhm für sich denken, sondern nur daran, wie sie der Liebe genügen können, in deren Wesen es liegt, ununterbrochen tausendfach tätig zu sein? Muß man infolgedessen nicht eigentlich, *bevor* man Zweifel in jemandes Seele sät, abwarten, ob man absolute Beweise erhält, daß der Betreffende den eigenen Ruhm sucht statt den Ruhm Gottes, daß er der Selbstliebe lebt statt der Gottesliebe? Wahre Liebe will nichts anderes, als für den tätig sein, den man liebt, auch um den Preis der Selbstaufgabe!

Auch das ist so logisch! Liebe beinhaltet den Lohn in sich, denn die Belohnung der Liebe ist das Lieben-dürfen, das Tätigsein-dürfen für den Geliebten — viel mehr als das Wiedergeliebtwerden! Geben ist seliger denn nehmen — das wird in jedem Liebenden wahr, am meisten in dem, der Gott über alles lieb hat!

Ihre französische Karmeltochter, die kleine Therese, stellte sich die ewige Seligkeit als einen Zustand vor, in dem man liebe, geliebt werde und — bis zum jüngsten Tag — weiter auf Erden bewirken könne, daß man die ewige Liebe, Gott, besser erkenne und liebe.

Ich finde das die beste Definition der Liebe. Wer

Gott gehören will, findet seine größte Seligkeit darin, für ihn und die Seinen alles tun zu dürfen, was man nur tun kann, so daß durch diese *actio* an sich Gott von den Mitmenschen geliebt wird. Das allein ist Lohn genug!

Aber verzeihen Sie, ich hoffe, nicht unhöflich zu sein mit diesen Ausführungen!

Dürfte ich Sie bitten, Madre, zu sagen, was für Sie das beste Kriterium der Echtheit einer Vision ist?“

„Das kann ich Ihnen gerne sagen. Ich könnte mir dank meiner Einbildungskraft wohl die allerheiligste Menschheit Christi vorstellen und sie so eine Zeitlang anschauen, ihre Gestalt, ihren Glanz betrachten, sie mir besser ausmalen, um sie schließlich dem Gedächtnis zu übergeben. Das kann ich durch den Verstand fertigbringen.

Bei einer Vision aber geschieht nichts Derartiges. Man braucht nur zu schauen, wann, wie, inwieweit uns der Herr seine heiligste Menschheit zeigen will. Wir können hier unmöglich etwas von der Erscheinung fortnehmen oder dazugeben, selbst wenn wir uns noch so sehr darum bemühen. Auch die größte Anstrengung wäre umsonst, um auf Wunsch eine solche Erscheinung zu sehen!

Wollten wir sie aber *nicht* sehen, so nützte auch kein Widerstand dagegen. Wollten wir aber ein Detail betrachten, so würde Christus sofort verschwinden! Ich habe öfters gewünscht, Gestalt oder Augenfarbe des Herrn zu erkennen — immer umsonst. Versuchte ich, mich darauf zu konzentrieren, so verschwand die Vision gänzlich. Es kommt also gar nicht darauf an, ob man die Vision will oder nicht. Der Herr will offenbar nichts anderes als

Demut, daß wir das Gegebene annehmen und den Geber dafür lobpreisen. Das ist bei allen Visionen so; alle angewendete Mühe kann weder bewirken noch verhindern, daß man mehr oder weniger schaue, als der Herr uns zu schauen gibt. Dadurch will er uns ganz klar erkennen lassen, daß die wahren Visionen nicht unser Werk, sondern das Werk seiner Majestät sind!<sup>72</sup>!”

„Das kann ich auch aus eigener Erfahrung bestätigen. Es ist merkwürdig, daß jede Vision verschwindet, wenn man den Gedankenapparat nicht willig dem Herrn überläßt, damit er ihn frei benützt. Sowie man selbst etwas dazutun, beispielsweise ein Detail erkennen oder etwas dazudenken will, verschwindet alles. Man muß völlig passiv bleiben.

Noch eine Frage: Manchmal, und zwar gerade dann, wenn ich von einer Arbeit absorbiert bin, glüht mein Herz plötzlich wie in einem Brand auf; gleichzeitig lodert die Liebe zu Gott hoch auf, aber ohne jedes eigene Wollen. Mir ist, als würde Gott plötzlich mahnen, daß man ihm gehört und keiner irdischen Beschäftigung; daß man gefälligst die Arbeit zu einem Gebet, zu einem ‚Aufschwung des Herzens‘, wie die kleine Therese es nennt, unterbrechen soll. Man kann auch dieses Entzündetwerden ebensowenig wie eine Vision durch den Willen hervorrufen oder erlöschen lassen. — Sie haben doch sicher Ähnliches erfahren!”

„Doch, das kenne ich selbst sehr gut! Dieses Feuer scheint den alten Menschen mit all seinen Mängeln, all seiner Lauheit und mit seinem ganzen Elend zu verzehren. Wie der Vogel Phönix ver-

jüngt aus der Asche hervorgeht, so ist die Seele durch die Wirkung dieses Feuers eine andere geworden. Sie hat ganz andere Begierden und eine große Stärke; sie scheint nicht mehr zu sein, was sie zuvor gewesen, sondern fängt mit neuer Reinheit den Weg des Herrn zu wandeln an!<sup>73</sup> ...”

„Ja, das stimmt — aber ich persönlich kann in meinem Fall wohl sagen, daß da immer neue Impulse der Liebe, eine neue Opferbereitschaft entstehen, daß aber der freie Wille nicht berührt wird, der bei allem nach wie vor energisch mitarbeiten muß! Auch kenne ich nach wie vor immer wieder und trotz aller Gnaden meines Lebens Perioden bitterer Zweifel, ob die Visionen wirklich von Gott sind, ob eben nicht doch alles auf Parapsychologie, Dämonischem oder purer Einbildung und Geltungstrieb beruht. Wir armen Leute im Heute sind ja so infiziert von psychoanalytischem Gedankengut, daß wir uns da leicht selbst zerfleischen!”

„Trösten Sie sich, mir erging es nicht anders. Als ich einmal voll bitterer Zweifel war, ob meine Visionen von Gott oder nicht doch, wie viele ‚Wohlmeinende‘ meiner Zeit glaubten, vom Dämon waren, bat der Herr mich, ich solle mich doch ernstlich prüfen, ob ich mich ihm ganz geschenkt hätte. Da das, wie ich bekenne, der Fall wäre, sollte ich überzeugt sein, daß er mich nicht zugrunde gehen ließe! Ich dürfte doch wirklich nicht glauben, Gott ließe zu, daß der Dämon so großen Anteil an den Seelen seiner, Gottes, Diener habe. Niemals könnte der Dämon mir so viel Erkenntnis und Ruhe verleihen, wie ich besäße. Daher wäre es wirklich schlecht, wenn ich nicht selbst glaubte, daß

meine Visionen von Gott kämen, um so mehr auch, als andere, und zwar sehr zuverlässige Menschen, mich dessen versichert hätten!“

„Das alles ist sehr beruhigend für alle Journalisten Gottes, die ja in Ihnen doch einen großen Vorkämpfer sehen! Denn Sie haben ja wirklich ein einzigartiges Talent, Dinge des Seelenlebens leicht faßlich darzustellen, so daß viele es verstehen und daraus schöpfen können, wenn sie bezüglich der Führung anderer im Zweifel sind.

Ich persönlich meine nur, man könne den Kollegen heute und morgen gar nicht genug predigen, daß sie nie verallgemeinern oder etwas als absolute Wahrheit betrachten dürfen, was nur relativ und zeitgebunden ist.

Der Biologe Uexküll sagte boshaft, Wissenschaft sei die Summe der heute noch nicht als solcher erkannten Irrtümer. Ich glaube, daß das auch im Geistigen weitgehend gilt. Vor Jahren litt ich geradezu unter einem Schuldkomplex gegenüber Johannes vom Kreuz, weil ich in seinen Schriften so vieles als einseitig, überholt, verallgemeinernd und geradezu schädlich empfand, während er doch von so vielen großen Menschen als leuchtendes Vorbild der Gottesliebe und als ausgezeichnete Führer zu Gott gepriesen wird. Ich fand es untragbar, daß der Einzelweg eines Menschen im 16. Jahrhundert — mit seiner subjektiven Verneinung geschöpflicher und geschaffener Schönheit — ganz andersgearteten Menschen anderer Nationen, Zeitalter, Lebensgewohnheiten und Temperamente als DER beste Weg zu Gott, als DER beste Weg zur höchsten Vollkommenheit angepriesen wurde.

Ich fand meine eigenen Zweifel überheblich.

Hatte ich nicht auch einfach anzunehmen, was so viele bewunderten? Ein sehr guter Kenner der ganzen Materie aber eiferte mich an, mich mit Johannes vom Kreuz auseinanderzusetzen und über meine Einstellung zu schreiben.

Da kam es mir eines Abends so vor, als hörte ich die Stimme Johannes' vom Kreuz mir sagen, ich solle nicht so kindisch sein und doch den Mut haben, meine Auffassung zu vertreten. Man habe zur Zeit Livingstones — einem Missionar und Afrikaforscher, der von 1813 bis 1873 lebte — andere Ansichten über den afrikanischen Urwald gehabt, den man nur zum Bruchteil erforscht hatte, als zur Zeit der Flugzeuge, die ganz andere Forschungsergebnisse brächten, die man damals gar nicht ahnte. Ebenso sei es auf geistigem Gebiet. Forscher des Geistigen hätten im einen Jahrhundert diese Überzeugung, im nächsten eine andere, viel weiter entwickelte und untermauerte. Auch das Geistesleben sei etwas, das sich wie das Glaubensleben entwickle. Hätte man frommen Christen vergangener Jahrhunderte gesagt, viele Geschichten der Genesis, wie die Sache mit Eva und dem Apfel, wären nur symbolisch zu verstehen, hätte man ihnen gesagt, daß die Welt nicht in acht Tagen, sondern in Jahrmilliarden geschaffen wurde, daß aber eine Milliarde Jahre bei Gott eben wie eine Sekunde sei, so hätten sie den Betreffenden als Ketzer verflucht und gemieden.

Auch die Erkenntnis der Wege zu Gott unterlägen dem Zeitgeist und der Entwicklung. Eine Unzahl Straßen können auf denselben Berg führen: eine Autobahn, Fußwege, Gempspfade, Wildwege, Ameisenstraßen und außerdem noch Zahnradbahnen oder Sessellifte, von der Möglich-

keit, per Hubschrauber hinaufzufliegen, ganz zu schweigen. Keiner dieser Wege sei der einzig gute und der allgemein gültige. Menschen, die leicht schwindlig werden, würden nicht mit dem Sessellift fahren, solche, die Arthritis haben, nicht den Fußweg wählen, die einen Herzanfall befürchten, nicht fliegen, und so würde jeder sich den Weg oder das Verkehrsmittel wählen, die ihm und seiner speziellen Veranlagung am besten entsprächen! Darum weil er, Johannes vom Kreuz, diesen seinen Weg für den besten hielte, hieße es nicht, daß Menschen anderer Jahrhunderte, Nationen und Erkenntnisse nicht andere Wege fänden, die ihnen und den ihnen von Gott Anvertrauten gewiß noch viel besser entsprächen, die sie viel sicherer zu Gott führten, allerdings auch wieder ohne daß sie ihrerseits verallgemeinern und behaupten dürften, dieser Weg sei DER Weg.

Das ist richtig. Denn ich wiederhole, was ich früher darüber sagte: Nur Christus bezeichnete sich als DER Weg, und in ihm führt eine ebensolche Vielfalt von Wegen, als es Geschöpfe gibt, wenn auch unter diesen geistige Familien sind; so wie Ameisen ihre Straßen ziehen, Rehe oder Füchse ihren Wechsel, Fische für uns unsichtbare Wege haben, Vögel ihre Bahn in der Luft verfolgen und wir Menschen unsere Wege je nach Lust und Veranlagung gehen.

War es nicht vor kurzem noch eine ‚absolute Wahrheit‘, daß ein Körper, der schwerer als Luft ist, nicht fliegen kann? War es nicht noch vor wenigen Jahrzehnten eine absolute Wahrheit, daß ein in die Luft geworfener Körper durch die Anziehungskraft der Erde zurückfällt? Ein uralter Onkel wurde als Bub von seiner Großmutter ge-

ohrfeigt, weil er meinte, man werde gewiß einmal lenkbare Luftschiffe erfinden! Nur Engel könnten fliegen, wohin sie wollten, meinte die erboste Ahne.

Heute aber durchkreuzen tonnenschwere Flugkörper die Stratosphäre, und die darin Lebenden schweben frei im Raum, ohne mehr der Anziehungskraft der Erde unterworfen zu sein!

Ebenso gibt es zeitgebundene geistige Wahrheiten, die in anderen Jahrhunderten nicht mehr gelten. Wir verkehren heute mit Gott eben anders als die Untertanen absoluter Monarchien.

Mir will es gerade bei uns in Österreich oft scheinen, daß vielen Menschen der Respekt vor Kaiser Franz Joseph noch so in den Gliedern liegt, daß sie Gott ebenso als absoluten Monarchen behandeln. Er IST absoluter Monarch, das ist Tatsache, aber gleichzeitig wurde er armer Mensch unter armen Menschen, lachte mit ihnen, weinte mit ihnen, aß und trank mit ihnen, verließ seine himmlische Monarchie, wo er absoluter Herrscher ist, um sich in ein Reich zu begeben, das, wie er selbst betont, vom ‚Fürsten dieser Welt‘ — vom Dämon also — beherrscht wird, wo die Menschen ihn verlachten, nicht gelten ließen und schließlich als höchst unbequemes Vorbild eines Weltverbessers, dem nachzueifern sie nicht die geringste Lust hatten (wo käme man denn auch hin, wenn man alle Menschen so liebte, daß man nicht mehr auf den eigenen Vorteil zum Schaden anderer bedacht sein dürfte? !), ans Kreuz schlugen. Übrigens denkt man gar nicht genug daran, daß die Kreuzigung unserer Hinrichtung durch den Galgen entspricht, nicht etwa dem vornehmeren und barmherzigeren elektrischen Stuhl, sondern der schimpflichsten Todesart für gemeine Verbrecher!

Aber bitte sagen Sie mir, was Ihnen bei Ihren Visionen weiter besonders bezeichnend erscheint.“

„Der Herr erscheint mir da in erschreckender Majestät. Bei allem Glück bin ich dabei so erschrocken, daß ich es für keine Vision, sondern nur für eine Betrachtung halten würde, wenn man den Herrn länger ansehen könnte. Diese Visionen stellen sich schnell und unerwartet ein. Sie regen alle Sinneskräfte in großer Furcht und Verwirrung auf, versetzen sie aber gleich darauf in einen seligen Frieden. Es entsteht da eine große Bewegung, aber im Handumdrehen ist alles, wie gesagt, auch wieder beruhigt. Die Seele wird gleichzeitig über die erhabensten Wahrheiten so gründlich unterrichtet, daß sie keinen anderen Lehrmeister mehr braucht, weil die wahre Weisheit persönlich sie von der Schwerfälligkeit ihres Geistes ohne das geringste eigene Bemühen ihrerseits befreit hat!“

„Darf ich dazu sagen, daß mir diese Erfahrung keine allgemeine zu sein scheint. In meinem Leben und im Leben von Bekannten, die ähnliche Wege geführt werden, kann eine Vision mitten bei der Arbeit oder aber unerwartet auch dann kommen, wenn man ganz entspannt ist. Ich erlebe Visionen und Einsprechungen oft frühmorgens, wenn der Herr mich weckt und die Zeit vor dem Aufstehen nützt, in der ich, ohne zermürbende Alltagsgedanken, bereit bin, seine Worte oder eine Vision aufzunehmen.

Dabei kann der Herr in erschreckender Majestät erscheinen oder sich als liebevoller Freund zeigen.

Ich sagte ja vorhin, daß Christus sicher auch Mensch wurde, damit man in ihm nicht nur den

absoluten Monarchen sieht! Niemand hätte sich getraut, mit Kaiser Franz Joseph zu scherzen, aber niemand sah ihn auch mit anderen Menschen als mit seinen Standesgenossen fröhlich sein und ein gutes Glas Wein trinken! Selbst wenn er aber zur Hochzeit irgendeines seiner Untergebenen, eines Beamten oder sogar eines Hegers gekommen wäre, wären alle verlegen gewesen, hätten sich nicht getraut, natürlich zu sein, wären wohl geehrt, aber schließlich herzlichst froh gewesen, wieder unter ihresgleichen zu sein. Bei Jesus aber, beim Gottessohn, freuten sich die Menschen bei Hochzeiten, Gastmählern und im Freundeskreis seiner Gesellschaft; er diskutierte, belehrte und unterhielt sich ungezwungen mit ihnen.

Ich glaube aber nicht, daß diese Haltung der Menschen Christus gegenüber aufhören soll, weil er nicht mehr sichtbar unter den Menschen lebt! Natürlich ist die Hostie kein Ersatz für eine Menschengestalt, aber mir kommt bei Betrachtung der Geisteshaltung anderer demokratischer Völker, wie die Franzosen es heute ebenso wie die Amerikaner sind, vor, daß deren Art zu beten, offener, zeitnaher ist als die unsere in Mitteleuropa. Manche werden entsetzt sein, wenn ich gestehe, was mir vor allem fehlt: der HUMOR im Umgang mit Gott!

Der bekannte amerikanische Fernsehprediger und Schriftsteller, Bischof Fulton Sheen, schreibt in einem seiner Bücher so schön über den göttlichen Humor, den so viele erfahren durften. Aber auch diese Erfahrung ist sicherlich individuell und nicht allen gemein, weil Gott sich eben jedem anders zeigt. In einer großen Familie ist das Familienoberhaupt auch nicht gleich zu allen, und die Mitglieder werden ihrerseits nicht alle in gleicher Weise mit

dem Familienoberhaupt umgehen. Ebenso verhält jeder Mensch sich zwangsläufig Gott gegenüber so, wie er glaubt, es tun zu müssen; das aber hängt von seiner speziellen Gotteserkenntnis ab, und so wird einmal die kindliche Haltung, ein andermal aber die eines Untergebenen dominieren. Oft scheint mir aber, daß die Menschen im allgemeinen zu ernst, zu verbissen in religiöser Hinsicht sind, zu wenig natürlich und gelöst, ob es sich nun um Beten, Bitten oder Danken handelt!

Sie sprechen vom seligen Frieden, Madre. Ich glaube, daß die meisten, die den mystischen Weg gehen, ihn — zumindest zeitweilig — erfahren dürfen. Dann aber ist er so unfassbar tief, so wunderbar, daß kein irdischer Friede, keine Seligkeit der Welt an ihn heranreicht. Niemand weiß mehr, wie er sich als Säugling in den schützenden Armen von Vater oder Mutter fühlte, aber ich könnte mir denken, daß selige Geborgenheit in oder nach einer Vision sich am ehesten damit vergleichen ließe. Man weiß sich in Gottes Armen, man sieht den Herrn gleichzeitig, man fühlt seine Liebe in sich und lebt voll Liebe in ihm. Dabei wird man tatsächlich ohne jedes eigene Zutun von neuer Erleuchtung und bisher ungeahnten Wahrheiten erfüllt...

Man kann nun blitzartig Dinge hören, die in keinem augenblicklichen Zusammenhang mit den eigenen Lebensproblemen zu stehen scheinen, deren Sinn man erst später erkennt. Man kann Sofortlösungen von eigenen Lebensproblemen bekommen, die man längst vergeblich zu finden gesucht hat. Man kann erhabene theologische Wahrheiten begreifen oder einfach belehrt werden. Während diesem Erlebnis kenne ich persönlich nur selten

Zweifel, daß es wirklich Gott ist, der spricht, selbst dann nicht, wenn es sich um unglaubliche Vorhersagen handelt. Das gilt vor allem vom Zustand, in dem wirklich die gesamten Leibeskräfte völlig in Gott gebündelt sind, nicht aber dann, wenn es sich um ein freies Gespräch mit inneren Stimmen handelt. Mit ‚Gebündeltsein‘ meine ich einen ähnlich absoluten Zustand angespanntester Aufmerksamkeit wie beispielsweise im Gespräch mit jemandem, dessen Konversation fasziniert, oder bei einem Konzert, bei dem man sich keinen Ton entgehen läßt. Da wo Gott den Menschen also ganz absorbiert, kenne ich während der Vision keine Zweifel, weil einfach kein eigener Gedanke Raum hat<sup>75</sup>.

Während der Vision glaube ich selbst also, daß alles so eintreffen wird, wie ich es höre, obwohl sofort anschließend Zweifel einsetzen können.

Ich hätte noch eine Frage: Sie sagten vorhin, Madre, es wäre mit passiven Naturen manchmal schwer, die, sei es in Welt oder Kloster, nur Gott gehören wollen; denn diese sind in inneren Prüfungszeiten in Gefahr, sich starken Persönlichkeiten — der Oberin, einer Mitschwester, einer Freundin, dem Beichtvater — auszuliefern. Solche Freundschaften können doch sicher zu Skrupeln führen, weil die Betreffenden wohl fürchten, Gott wieder etwas zu nehmen, was sie ihm gegeben haben. Natürlich meine ich in keiner Weise sündhafte Beziehungen, sondern nur ‚Seelenfreundschaften‘. Was raten Sie Ihren Töchtern in so einem Fall?“

„Das ist ein heikles Thema, gleichzeitig aber ein sehr wichtiges. Es ist nun einmal so bei uns Frauen, daß wir liebe-voller sind als die Männer, daß es

unserem Wesen entspricht, Liebe und dadurch Glück geben zu wollen. Liebe, die sich schenkt, will aber gern ein Echo finden. Solange Gott der Seele die Gnade gibt, ihn zu fühlen, solange sich die Seele, die Gott liebt, von ihm wiedergeliebt weiß, ist alles gut; sobald sich der Herr aber verbirgt, kann es ganz naturgemäß zu starker Anhänglichkeit an Geschöpfe kommen — wir kennen alle die tragikomischen Formen, die falsche Tierliebe annehmen kann, sobald Menschen, die sich von niemandem und am wenigsten von Gott geliebt glauben, die Gegenliebe eines Tieres suchen.

Es kann hier direkt zu einer Art Vergötzung eines Geschöpfes kommen. Der Mensch braucht irgendeinen Gott. Fühlt er sich aber vom lebendigen, vom transzendenten Gott verlassen, so sucht er einen sichtbaren und greifbaren. Die Juden machten sich ein goldenes Kalb, sobald sie auf den unbegreiflichen Gott böse waren, der sie angeblich in ein gelobtes Land führte, sie in Wirklichkeit aber von den ägyptischen Fleischtöpfen fortgelockt zu haben schien, damit sie in der Wüste verblieben. Menschen, die heute böse auf Gott sind, vergötzen ihr Bankkonto, einen Filmstar, ein Tier oder sonst etwas und machen es zum ‚goldenen Kalb‘.

Ich spreche hier ebenfalls ausdrücklich nicht von Leidenschaft, weil durch diese die Ordnung der Liebe gestört wird. Ich spreche von der Liebe zwischen Menschen, die, wie gesagt, besonders in inneren Krisenzeiten, aber auch sonst sehr stark aufflammen kann, auch und gerade dort, wo Menschen sich Gott weihten. Denn es kann eine so große Freude bedeuten, gleichgestimmte Seelen zu finden, daß es zwischen ihnen zu einer großen und echten Liebe kommt.

Wenn wir aber diese Liebe mit Maß und Bescheidenheit üben, so wird sie ganz verdienstlich; was uns als Sinnlichkeit erscheint, verwandelt sich in Tugend. Manchmal mischt sich jedoch das Sinnliche so fein ein, daß man es gar nicht bemerkt. Dies ist besonders der Fall, wenn der Gegenstand der Liebe ein Beichtvater ist. Wenn nämlich Personen, die dem Gebete ergeben sind, bemerken, daß der Beichtvater heilig ist und ihre Gebetsweise versteht, so fassen sie eine große Liebe zu ihm. Da stürmt aber der böse Feind mit einer Menge von Skrupeln auf sie ein, von denen die Seele sehr beunruhigt wird; dies ist seine Absicht, besonders wenn der Beichtvater sie zu größerer Vollkommenheit anleitet. Alsdann setzt der Böse der Seele derart zu, daß sie den Beichtvater endlich aufgibt und weder bei dem einen, noch bei dem anderen mehr bleiben kann, ohne von derselben Anfechtung gemartert zu werden.

Solche Seelen handeln in diesem Fall am besten, wenn sie sich von dem Gedanken, ob sie den Beichtvater lieben oder nicht, freizuhalten trachten. Lieben sie ihn, so mögen sie ihn lieben; denn wenn wir schon jene lieben, die uns leibliche Wohltaten erweisen, warum sollten wir nicht den lieben, der allzeit sucht und bemüht ist, unserer Seele Wohltaten zu erzeugen? Ich halte es vielmehr für einen guten Anfang zu einem großen Fortschritt, wenn man den Beichtvater lieb hat, falls er heilig und im geistlichen Leben erfahren ist und man sieht, daß er großen Eifer anwendet, die Seele zu fördern; unsere Schwachheit ist nun einmal so, daß diese Liebe viel dazu beiträgt, sehr große Werke im Dienste Gottes zu vollbringen. Ist aber der Beichtvater nicht so, wie ich gesagt habe, dann ist Gefahr

dabei vorhanden und es kann den größten Schaden bringen, und zwar in Klöstern mit strenger Klausur viel mehr als in anderen, wenn er merkt, daß man Zuneigung zu ihm hat; weil man es nur schwer erkennen kann, ob einer so tüchtig ist, wie ich gesagt, darum ist große Behutsamkeit und Vorsicht notwendig. Der beste Rat wäre freilich, den Beichtvater die Zuneigung, die man zu ihm trägt, nicht merken zu lassen und ihm nichts davon zu sagen. Allein der böse Feind ängstigt die Seele derart, daß sie diesen Rat nicht befolgen kann; es scheint ihr, es sei alles, was sie zu beichten habe, nur Zuneigung zum Beichtvater, weshalb sie dies zu bekennen verpflichtet ist. Darum wünschte ich, man möchte diese Zuneigung für bedeutungslos halten und sich nichts daraus machen<sup>76</sup> . . .“

„Madre, der beste Psychologe könnte nicht mit mehr Vernunft und Feingefühl handeln als Sie! Ich kann bestätigen, wie oft sonst sehr ausgeglichene Menschen vom Gefühl gemartert werden, daß sie nur aus Zuneigung zu einem Beichtvater, einer Oberin oder sonst einem Menschen handeln, wenn sie den oder die Betreffende — sehr heiligmäßige Menschen an sich — um Rat und Hilfe bitten!

Der Dämon hat das größte Interesse daran, zu verunmöglichen, daß heiligmäßige Menschen anderen helfen, indem er diesen anderen eben eingibt, daß sie sich nur aus menschlicher Zuneigung hingezogen fühlen. Und da sie dann Todesangst haben, sich menschlich zu binden und Gott etwas zu nehmen, bitten sie nicht mehr um Rat, trauen sich nicht zur Oberin, sprechen in der Beichte nur das Allernotwendigste oder schweigen ganz, und so kommt

der Dämon zu seiner Chance. Ich meine, man sollte doch auch da Gott die Ehre des Vertrauens geben. Schenkt er jemandem die Gnade eines Beraters, der ihm hilft, so soll man es dankbar annehmen!

In unserer von allem Psychoanalytischen wie hypnotisierten Zeit bringen sich viele um diese Gnade, die Gott schenkt, aus Angst, sich unbewußt an den oder die Betreffenden zu fixieren. Man könnte ein ganzes Werk darüber schreiben, wie der Dämon in verschiedenen Jahrhunderten Einsprechungen und Taktik wechselt, um Menschen zu ängstigen und sie dazu zu bringen, den Willen Gottes außer acht zu lassen, weil sie dämonischen Einsprechungen mehr glauben als göttlichen!

Madre — ich danke Ihnen vielmals, daß Sie mir so viel Ihrer kostbaren Zeit geschenkt haben! Ich darf mich noch einmal entschuldigen, daß ich es wagte, mein Leben und meine Ansichten mit den Ihren zu vergleichen, und ich hoffe, daß Sie es mir verzeihen! Sie haben einer armen ‚Kollegin‘, die noch sehr viel zu lernen hat, viel durch Ihr Wort geholfen.“

## NACHWORT

Um es gleich vorwegzunehmen: Mein Lebensweg, meine Einstellung waren alles eher als katholisch. Zwar waren es meine Eltern dem Taufschein nach, ich ging zur Erstkommunion und wurde gefirmt, aber, da mein Vater Diplomat war, geschah das mit so großer geistlicher und journalistischer Assistenz, unter Ausschluß der sonstigen Öffentlichkeit, daß die religiöse Bedeutung überdeckt war.

Trotzdem blieb davon so viel übrig, daß ich bis zur Matura leidlich gläubig war. Dann allerdings hielt ich bald, unter dem Einfluß von ungläubigen Freunden sowie diverser eifrig verschlungener philosophischer und religionswissenschaftlicher Bücher anderer Bekenntnisse, jeden strengen Glauben für ein Betäubungsmittel des Volkes. Besonders der katholische Glaube schien mir eines intelligenten Menschen einfach unwürdig. Lange Zeit faszinierten mich Buddhismus und Theosophie. Ich vertiefte mich in Yoga, machte fleißig dessen Übungen und suchte eine „Wahrheit“, einen Glauben, den ich meiner würdig hielt, einen Glauben, der der persönlichen Freiheit Spielraum ließ, der den Menschen nicht gängelte. Jede Art kirchlicher Gehorsam, jeder Gedanke an einen persönlichen Gott, kam mir lächerlich vor. Meine gesamten Verwandten bestanden aus liberalen Intellektuellen. Wenn sie überhaupt über das Christentum nachdachten, so meinten sie lächelnd, daß primitive Negerstämme doch glaubten, mit dem Herz des erlegten Löwen auch dessen Kraft einzuessen. In kluger Anpassung an magische, uralte Volksüberlieferungen habe die katholische Kirche daher die Kommunion erfunden,

da Schwächlinge nun an einem starken Gott teilzuhaben glaubten. Ich wuchs in der Überzeugung auf, daß es Christus zwar möglicherweise wirklich gegeben habe, daß er dann jedenfalls auch ein braver Mensch gewesen sei, daß aber schließlich jeder Mensch sich als „Sohn Gottes“ bezeichnen könne, weil Gott, wenn es ihn gäbe, ihn dann erzeugt habe.

Abgesehen davon wären Katholiken bedauernswerte Leute, die an einen dreiköpfigen Gott glauben müßten, an ein Weltbild, das von der heutigen Naturwissenschaft längst ad absurdum geführt wurde, kurz, Geschöpfe, die man weit eher bemitleiden als bewundern dürfe. Heilige? Mittelalterlicher Aberglaube! Für den Abergläubischen zugeschnittene Mythologie! Gebote? Dazu brauchte man keinen Herrn Moses als Interpreten! Denn jeder ethisch Hochwertige habe doch zu vermeiden, den Mitmenschen zu schaden. Sei er aber ein anständiger Mensch, erziehe er seine Nachkommen ebenfalls zu solchen, so war das doch wirklich die Hauptsache. Alles andere, so hieß es, sei nur erfunden worden, um das Volk im Zaum zu halten.

Mein Vater war entsetzt, als ich ihm mitteilte, ich wolle Journalistin werden. Er fand diese Berufswahl unakademisch und seiner Tochter nicht angepaßt. Ich setzte aber — wie meistens — meinen Willen durch und war höchst vergnügt jahrelang Mitglied dieses Standes. Experten behaupten, daß man einen Beruf von einer Berufung dadurch unterscheidet, daß man sich keine andere Arbeit wünschen oder auch nur vorstellen könnte. Das traf bei mir zu — ich war geradezu leidenschaftlich auf der Spur interessanter Reportagen oder Interviews und jahrelange Korrespondentin respektive Mit-

arbeiterin in- und ausländischer, österreichischer, amerikanischer, englischer und holländischer Blätter. Nach einer wunderbaren Jugend in einem geliebten Elternhaus, nach gut überstandenen Kriegsjahren kam eine sehr schwere Zeit, in die auch meine sogenannte „Bekehrung“ fiel. Man gebraucht dieses Wort heute nicht nur, um eine Bekehrung zu einem bestimmten Glauben, sondern um jede Hin- oder Rückkehr zu Gott zu bezeichnen. Ich würde persönlich allerdings eher sagen, daß man sehend wird, weil man gleichsam kurzsichtig war und die nächstliegenden Dinge entweder gar nicht oder verzerrt sah. Plötzlich aber bekommt man eine Brille, die bisher Ungeahntes deutlich zeigt. Kein Nichtfachmann aber kann eine Brille selbst herstellen, dazu braucht er Augenarzt und Optiker. Man könnte auch sagen, daß man wie schlafend war und erweckt wurde. Zum Sehendwerden und zum Wachgerütteltwerden braucht es aber Anstoß von außen.

Verbissen wehrte ich mich gegen das Eingreifen Gottes, respektive das der kleinen Therese vom Kinde Jesus, nachdem ich sie auf abenteuerliche Art „kennenlernte“, die die mühevollen Arbeit begann, mich zur Kirche zurückzuführen und zur Mitarbeit zu zwingen. Ich sage: *zwingen*, denn ich bockte sehr lange. Es war gar nicht lustig, alles ad absurdum geführt zu sehen, was man bisher behauptet hatte; gar nicht lustig, sich von guten Freunden mitleidigspöttisch verdächtigen zu lassen, daß man aus irgendwelchen komischen Gründen den katholischen Glauben annahm oder daß man religiös wahnsinnig wurde! Es war durchaus ungemütlich für eine Journalistin, die gewohnt war, eine Nachricht erst dann als authentisch zu werten, wenn sie sie über-

prüft hatte, auf Treu und Glauben Unüberprüfbares glauben zu sollen, nur weil eine Institution, respektive deren Vertreter, es so befahlen. Noch weniger lustig waren die mehr und mehr anwachsenden Zeichen, die Symbole, die inneren Worte und später die Visionen, die ich energisch ins Reich von Einbildung, Aberglauben und unbewußtem Geltungstrieb schieben wollte. Im Gymnasium war uns die Freudsche Psychoanalyse eingebleut worden, man hatte uns gelehrt, das eigene Ich – soweit das irgend möglich war – schonungslos unter die Lupe zu nehmen und die Gründe des Handelns zu sezieren. So seziierte ich mich selbst, seziierte die Einsprechungen und Vorhersagen, die ich, auch wenn sie pünktlich eintrafen, ins Gebiet der Parapsychologie oder des Okkultismus verwies. Ich quälte mich so lange herum, bis Gott mir kluge, erfahrene Priester schickte, die mich beruhigten. Einer von ihnen, ein Spezialist der mystischen Theologie meinte lachend, im allgemeinen müßten Menschen davon überzeugt werden, daß die Visionen und Einsprechungen *nicht* von Gott kämen, während ich selbst mich jedesmal erneut nur unter tausend Ängsten beruhigen ließe, daß alles in Ordnung sei.

Da die innerlich gehörten und gesehenen Dinge sich bald als hilfreich für andere Suchende erwiesen, begann ich sie, auf priesterlichen Rat, aufzuschreiben. Selbstverständlich befaßte ich mich nun auch mit den Schriften von Menschen, die in vergangenen Jahrhunderten ähnliches erlebten. Manches leuchtete mir ein, manches machte mich ärgerlich, weil vieles subjektive Erleben verobjektiviert wurde. Jeder ist in Gefahr, zu verallgemeinern, aber gerade auf religiösem Gebiet ist das verheerend. Man forderte mich auf, meine eigenen

Erlebnisse mystischer Art mit denen von „Koilegen“ zu vergleichen. Ich tat das in einem sehr umfangreichen, noch nicht publizierten Werk. Das vorliegende Buch erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit oder gar Wissenschaftlichkeit. Es beschreibt eine subjektive Erfahrung, will niemals polemisieren noch gar verabsolutisieren oder etwa intolerant sein. Die Ansichten entspringen meinem Erleben, respektive dem von ähnlich geführten Menschen, deren ich mehrere kenne.

Jahrelang wehrte ich mich gegen jede Veröffentlichung meiner Schriften, aber verschiedene Theologen meinten, es könne doch manche interessieren, zu sehen, daß es zu allen Zeiten Menschen gibt, die daran „leiden“, Visionen zu haben, weil sie zu viel von Halluzinationen, religiösem Wahnsinn und ähnlichem wissen, um selbst im eigenen Leben leichtgläubig zu sein. Bei den ersten Veröffentlichungen wurde der Ausweg gefunden, sie nicht unter meinem Namen herauszugeben. Mgr. Combes, der mehrere Jahre mein Seelenführer war und daher meine Ängste kannte, war so gut, die theologische Verantwortung zu übernehmen, und gab die drei ersten — auf S. 205 verzeichneten — Bücher unter seinem Namen heraus. Der „Kreuzweg“ erschien unter dem Pseudonym Peter Elmar, der „Hirtenhund Gottes“ unter meinem vollen Namen.

Hätte man mir vor zwanzig Jahren prophezeit, daß ich katholische Mystik einmal ernst nehmen oder gar darüber schreiben würde, wäre es mir wie ein guter Witz vorgekommen. Aber in meinem Leben war es so, wie man in Frankreich sagt:

„Gott ist der Herr des Unmöglichen... und er liebt es, das zu beweisen.“

Einer der Hauptgründe, warum ich mich weigerte,

Erlebtes zu veröffentlichen, war, daß ich Fragen an meinen Mann vermeiden wollte, ob ich mich allabendlich etwa mit Bilsenkraut salbe, um nächtliche Besenritte durch das Ofenrohr zu unternehmen. Denn daß viele „Hexenwahn“ mit „Mystik“ verwechseln, ist klar. Ich hätte es früher auch getan.

Aber alle diese Sorgen nützten mir nichts. Es hieß, ich solle schreiben und alles übrige Gott überlassen. Was ich wohl tun muß.

Manche lieben — wie ich — bildhafte Vergleiche, während andere meinen, daß alles Derartige hinkt und daß man daher besser erst gar nicht versuchen soll, Abstraktes, Geistiges, Unerklärbares durch Beispiele, die der materiellen Welt entnommen sind, zu erklären. Meiner Ansicht nach machen solche Vergleiche aber doch manches leichter begreiflich. Natürlich sind sie nie wissenschaftlich zu verstehen, aber schließlich zerfleischt sich auch kein Pelikan die Brust, um die Jungen mit seinem Blut zu tränken, und trotzdem gebraucht die Kirche ihn nach wie vor als Symbol der Liebe Christi, der die Seinen mit dem Blute nährt. In meinen Büchern kommen auch oft „denkende“ Tiere oder Pflanzen vor, die, wie Märchenfiguren, nicht naturwissenschaftlich betrachtet werden sollen.

Wer sich über Mystik besser informieren will, sollte zwei französische Werke lesen und zwar „Des Grâces d'Oraison“ von Poulain SJ. (Paris, Beauchesnes, ich zitiere stets die Seitenzahl der französischen Ausgabe von 1931. Deutsch bei Herder, Freiburg 1925, unter dem Titel „Handbuch der Mystik“) sowie „Les grands mystiques chrétiens“ von Henri Delacroix (Bei Felix Alcan, Paris, 1938). Die sehr nüchternen und umfassenden Bü-

cher sind besonders unter dem Blickpunkt interessant, inwiefern innere Stimmen und Visionen „echter“ Mystiker sich von ähnlichen Phänomenen unterscheiden, die man in der psychiatrischen Abteilung gerne mit Elektroschock behandelt. Ich möchte über mein persönliches Erleben nicht alles wiederholen, was in „Interview mit dem Himmel“ steht (siehe Seite 205), sondern nur, daß man im allgemeinen zweierlei Visionen unterscheidet: Körperliche und unkörperliche, visuelle und imaginative, d. h. einbildliche Visionen. Das hat nichts mit „Einbildung“, das heißt mit Unwahrheit zu tun, sondern mit ein-Bildung, im Sinn von Einprägung in den Geist. Die visuellen Visionen, respektive die auditiven Einsprechungen, werden mit dem leiblichen Auge und dem körperlichen Ohr gesehen respektive gehört. Dazu gehören beispielsweise die Gespräche von Bernadette Soubirous mit Maria in Lourdes, denn sie wunderte sich, daß die Umstehenden die „schöne Dame“ nicht ebenso deutlich sahen und hörten wie sie selbst.

Bei imaginativen Visionen oder Einsprechungen ist man zwar ebenfalls hellwach, weiß aber doch, daß das Erleben subjektiv ist.

Mir kommt es dann vor, als säße ich ganz allein im Kino oder in der Kabine eines Schallplattengeschäfts. Man sieht und hört alles allein, ohne daß der Draußenstehende es miterleben kann.

Eine andere Art Vision aber, wie die von Fatima, wird andererseits gleichzeitig von vielen wahrgenommen. Das Sonnenwunder sahen Tausende gemeinsam. Die Erscheinungen selbst wurden wohl von verschiedenen Hirtenkindern gesehen, trotzdem weichen aber die Aussagen im Detail ab. Die einen hörten Worte, die andere nicht vernahmen, usw.

Es dürfte stimmen, wie manche Mystiker und Yogin betonen, daß der menschliche Körper Doppelsinne besitzt, sozusagen also eine leibliche und geistige Netzhaut, ein körperliches Ohr, das auf Schallwellen reagiert, und ein unkörperliches, das ebenso gut hört, aber ohne Schallwellen zu brauchen, so wie Auge und Ohr im Traum empfinden können, ohne daß Gehörtes und Gesehenes objektiv wahrnehmbar sind.

Ebensowenig aber wie man im Traum den Ablauf beeinflussen kann, ebensowenig wie man eine Filmvorführung in ihren Ereignissen ändern kann, ebensowenig ist das bei Vision und Einsprechung möglich. Der Geist muß sich ganz passiv überlassen, so als wäre er ein Fernschreiber, auf dem getippt wird. Versucht er eigene Gedanken dazuzumengen, stockt alles oder verwirrt sich.

Ich, für meine Person, kann nicht einsehen, warum manche geistliche Ratgeber gar so überängstlich sind. Ich hatte mehr als einmal höchst intelligente Träume, die mein Denken beeinflussten. Ich weiß noch, wie ich, beispielsweise, als Halbwüchsiger voll gärender Sehnsüchte träumte, eine Fee stelle mir drei Wünsche frei. Ich wünschte mir sofort einen Wunschring, der alles erfülle. Nun probierte ich — immer im Traum — in verschiedenen Lebenslagen dessen Wirksamkeit aus: Schwierigkeiten bei der Mathematikschularbeit? Der Wunschring löste die Probleme. Schwierigkeiten im Freundeskreis? Wie durch Zauberschlag war alles geregelt. Im Traum durchlebte ich diese widerspruchsfreien Wunscherfüllungen drei Wochen lang. Bald versuchte ich, den Ring in der Lade zu lassen und selbst zu kämpfen, denn das Leben schien schal und wertlos ohne Anstrengung zum Guten. Aber

ich hatte nicht die Energie dazu. Schließlich wünschte ich die Fee zurück, erinnerte sie, daß ich noch zwei weitere Wünsche gut hatte und flehte sie an, den Ring auf immer fortzunehmen, weil ein Leben, in dem alles sofort erfüllt würde, ohne daß man es erkämpfen müsse, wertlos sei.

Ist so ein Traum nicht Gold wert? Er ist mir heute noch genauso gegenwärtig wie damals. Nun, wenn Visionen und Einsprechungen einem Menschen ebenso logische, richtige und kluge Dinge sagen, die sein Leben sehr positiv beeinflussen können, so ist es doch merkwürdig, wenn man aus lauter Angst (und oft geistiger Eifersucht...) den Weizen mit dem Unkraut ausreißt. Wovor bereits Christus warnte. Natürlich muß die Vernunft führend bleiben. Wenn das aber der Fall ist und ein Mensch nicht in uferloses Schwärmertum abzugleiten droht, soll man ihn doch getrost seinen Einsprechungen folgen lassen!

*Vom selben Autor erschienen:*

„Gott spricht“ — mystische Parabeln. Herausgegeben von Monsignore Dr. André Combes, Professor der Päpstlichen Lateranuniversität in Rom. Massimo-Verlag, Wien, 1959. (Übersetzt ins Französische und Italienische)

„Die zehn Gebote der Liebe“, mit einem Vorwort von Monsignore Dr. André Combes. Massimo-Verlag 1960. (Französische Übersetzung in Vorbereitung.)

„... denn durch Dein Kreuz“ (unter dem Pseudonym Peter Elmar). Massimo-Verlag 1960.

„Interview mit dem Himmel.“ Herausgegeben von Monsignore Dr. André Combes. Massimo-Verlag 1961. (Französische Übersetzung in Vorbereitung.)

„Hirtenhund Gottes“, Verlag Herold, Wien, 1962.

„Ein Leben der Liebe“, Biographie einer heiligmäßigen Borromäerin, Sr. Chrysologa Satinska. Selbstverlag der Borromäerinnen, Wien.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Aug. Poulain SJ., *Des Grâces d'Oraison*, Beauchesnes, 11. Auflage, Paris 1931.

<sup>2</sup> Hl. Therese vom Kinde Jesus, zum Unterschied von der „großen“ heiligen Teresa von Avila die „kleine“ Therese genannt; Marie Françoise Thérèse Martin, geboren 2. Jänner 1873 in Alençon, Frankreich, gestorben 30. September 1897 in Lisieux. Trat 15jährig in das Karmelitinnenkloster in Lisieux ein, wo bereits zwei ihrer Schwestern den Schleier genommen hatten. In ihren „Selbstbiographischen Schriften“ lehrt sie den „kleinen Weg der geistigen Kindheit“, d. h. die vollkommene Pflichterfüllung in kindlicher Liebe zu Gott. — 1923 selig-, 1925 heiliggesprochen, 1927 zur Mitpatronin der Weltmission erklärt. Fest: 3. Oktober.

<sup>3</sup> Hl. Franz von Sales, 1567–1622; 1602–1622 Bischof von Genf. Kirchenlehrer, Patron der katholischen Presse. — Gründete 1610 mit der hl. Johanna Franziska von Chantal den Orden der Salesianerinnen (Heimsuchung Mariä). In seiner lebensnahen Seelenführung trachtete er, den „ganzen“ Menschen zu erfassen. Fest: 29. Januar.

<sup>4</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 286–372.

<sup>5</sup> Hl. Teresa von Avila (Theresia von Jesu), geboren 28. März 1515 in Avila, Spanien, gest. 4. Oktober 1582. Eine der größten Mystikerinnen der katholischen Kirche und Klassikerin der spanischen Literatur. Führt gemeinsam mit dem hl. Johannes vom Kreuz den Karmel, in den sie 1535 eingetreten war, zur ursprünglichen Strenge zurück; gründete 18 Frauen- und 15 Männerklöster der reformierten Karmeliten. Fest: 15. Oktober.

<sup>6</sup> Hl. Ignatius von Loyola, geb. 1491 auf Schloß Loyola, Nordspanien, gest. 31. Juli 1556 in Rom. Gründer und 1. General des Jesuitenordens. Zeichnete sich durch eine besondere Gabe der Menschenführung aus. In seinen „*Exercitia spiritualia*“, die an die Willenskraft appellieren und das persönliche Heilsverlangen des Exerzitanten wecken wollen, finden sich auch starke mystische Elemente. — Heiliggesprochen 1622. Fest: 31. Juli.

<sup>7</sup> Hans Urs von Balthasar, Herrlichkeit, Johannes-Verlag, Einsiedeln; Band I, S. 395 ff.

„... Das meint Paulus, wenn er den Korinthern gegenüber alle neutestamentliche Charismatik in der sich differenzierenden Gliedschaft des mystischen Leibes (1 Kor 12) und damit in der christlichen Liebe fundiert (1 Kor 13); das ist folglich der Grund, warum in der Kirche eine ‚bloß‘ funktionelle Charismatik oder Prophetik von einer ‚bloß‘ personalen Mystik, anders gesagt: eine Mystik der Charismata von einer Mystik der *Dona Spiritus Sancti* nicht mehr adäquat unterschieden werden kann und darf. Ja, man kann jetzt sagen: das ‚mystisch‘ (charismatisch) begabte Glied der Kirche wird seinen Sonderauftrag in der Kirche gerade in dem Maß anmelden und durchsetzen können und müssen, als es mit diesem Auftrag nicht (im Sinn der biblischen Archetypen) der Kirche gegenübersteht, sondern sich in der Gliedschaftsliebe als dem kirchlichen Gesamtarchetypus lebendig eingegliedert erweist. Ist dem so, dann haben zwar die Mit-Glieder, und unter diesen wiederum die lenkenden Glieder, der Klerus, die Pflicht, die charismatischen Erfahrungen der Einzelglieder zu beachten und je nach ihrer Eigenart gesamtkirchlich – in der Gemeinde und darüber hinaus – zu verwenden. Die einen weisen nach außen, sie sollen als solche bekannt werden, um zu wirken; die anderen weisen nach innen, sie verströmen ihre Kraft und Wirksamkeit auch ohne äußere Registratur. Man kann aber die ersten nicht einfach dem Bereich der Charismen, die zweiten nicht einfach dem der *Dona Spiritus Sancti* zuordnen: Es gibt mystische *Dona* – wie die der ‚Wissenschaft‘, der ‚Stärke‘, des ‚Rates‘ – die durchaus auch nach außen zu wirken berufen sind, und es gibt Charismen – etwa die Teilnahme an der Passion und entsprechend der besonderen Fürbitte und Stellvertretung –, die ganz oder größtenteils sich im Unsichtbaren auswirken. Was aber wirklich vor sich geht, erkennt man nur, wenn man die alles ertötende Schulunterscheidung fallen läßt und die Zusammengehörigkeit und gegenseitige Durchdringung bei aller begrifflichen Unterscheidbarkeit als Wichtigstes im Auge behält.

Dann erst übersteigt man auch die verhängnisvolle Vorentscheidung, die seit Väterzeit (in Reaktion gegen den Montanismus), insbesondere seit Augustinus, getroffen worden ist und die alles Sinnen- und Phantasiehafte in den

mystischen Erfahrungen mit einem grundsätzlichen großen Fragezeichen versieht. Nicht etwa nur solange solche Erfahrungen abstrakt für sich genommen und vom Hintergrund der sie rechtfertigenden kirchlichen Liebe getrennt betrachtet werden (dies wäre zu billigen), sondern auch, wenn sie, von diesem tragenden Grund her beurteilt, als unerheblich, gefährlich, weil von der Liebe ablenkend und zu Mißbrauch verführend, abgelehnt werden. Die diesbezügliche unerbittliche Lehre Johannes' vom Kreuz ist bekannt. Hier also ist ein Vorentscheid getroffen: gegen die Charismatik für die Mystik allein. Gegen alles Sinnhafte im Aufstieg zu Gott für die alleinige Gotterfahrung in der Unmittelbarkeit des ‚nackten Glaubens‘. Sinnhaftes und Imaginäres hätte der Charismatiker dann unbesehen abzulehnen, mag es vom Menschen bloß eingeildet, vom Teufel eingeüßt sein oder von Gott selber stammen. Das Band, das kirchliche Mystik (als Charismatik) mit der biblischen Archetypik verbindet, wird hier erbarmungslos durchschnitten und einzig die Mystik der *Dona* des Heiligen Geistes als dritte trinitarische Dimension übrigbehalten. Aber ein solcher Radikalismus rächt sich dadurch, daß dieser Mystik die kirchliche Dimension der Sendung verlorengeht: Sie wird wesentlich Mystik des einzelnen, Erfahrung der Glaubenden zwischen sich und Gott allein, deren Reinhaltung jene Gewaltmaßnahmen fordert. Das Paradoxe begibt sich, daß gerade die Charismatik – die angeblich auch ohne die heiligmachende Gnade und die Liebe ‚funktionieren‘ kann – die Grundlage der selbstlos dienenden Liebe erfordert und erhält, während eine auf die theologische Liebe allein und ohne ‚Funktion‘ abzielende Mystik in Gefahr steht, zu einer Privatangelegenheit zu entarten. Fügen wir hinzu, daß das Verdikt der augustinisch-sanjuanistischen Tradition all denen zugute kommt, die als grundsätzliche Skeptiker oder Psychologen oder als bloße seelsorgerliche Praktiker im Namen des ‚reinen Glaubens‘ oder des ‚gesunden Menschenverstandes‘ alles Mystische in der Kirche als unerhebliche Privatsache abtun.“

Über die Verpflichtung, die Charismatikern aus ihrer Begnadung erwächst, heißt es sodann (Fußnote: S. 399/400):

„... Wo immer solche unmittelbare Teilnahme eines Kirchengliedes am objektiven Offenbarungscorpus sich begibt: als sinnliches Schauen, Hören, Tasten eines Teiles

der übernatürlichen Offenbarungswirklichkeit, wozu auch Stigmatisation und andere Formen der Teilhabe an der Passion des Herrn oder an irgendeinem Erlösungsgeheimnis gehören, als Belehrung mit der Kenntnis einer besonderen Seite der Offenbarungswahrheit, die vielleicht vom Durchschnitt der kirchlichen Gemeinschaft zu sehr vergessen, zu wenig aktuell bedacht worden ist: da überall ist nicht der einzelne Erfahrende gemeint, sondern die Kirche im ganzen, da steht Begnadung im funktionellen Zusammenhang mit kirchlichem Auftrag. Und so persönlich die vom einzelnen gemachte Erfahrung durch ihn erlebt worden ist, er hat sich ihrer zugunsten der Kirche zu entledigen, hat sie weiterzugeben, selbst unter der Bedingung, daß sie ihm dadurch verlorenzugehen scheint, selbst wenn ihm dies gelegentlich als Entweihung vorkäme. Wie er als Expropriierter erfuhr, so hat er als Expropriierter seine Erfahrung zu verwalten."

Urs von Balthasar wendet sich sodann dagegen, alles Sinnhafte in der kirchlichen Mystik als „rein subjektiv“ zu erklären und es (Fußnote: S. 401/402) daher mit dem Zeichen der Nichtobjektivität zu versehen. Gott, das „Objekt“, kann sich dem Geist des Mystikers ein-bilden und dazu dessen Einbildungskraft verwenden:

„... Der Verdacht, den die Tradition gegen solche Objektivität erhebt, stammt — abgesehen von seelsorgerlichen Vorsichtsmaßnahmen — aus einer platonischen Voraussetzung, die göttliche Welt sei ‚rein geistig‘ und könne sich deshalb in sinnlichen Bildern nur inadäquat und für uns Menschen mißverständlich ausdrücken. Der Auferstandene ist frei, sich selbst eine angemessene, objektive Ausdrucksgestalt zu geben und diese in den Menschen, die ihm begegnen sollen, ebenso objektiv durchzusetzen ...

Damit ist das besondere Wesen kirchlicher Mystik im vorliegenden Zusammenhang hinreichend situiert. Sie steht als ganze im Raum der Freiheiten des Heiligen Geistes, der aber im Raum der biblisch-kirchlichen Tradition weht. Es gibt für diese Mystik keinerlei Schema, nach dem die Phänomene sich entwickeln und einordnen ließen. Jedes (wir reden nur von den echten!) fällt senkrecht vom Himmel herab. Dennoch fügt es sich, als ein solcher Aerolith, sogleich in die Landschaft der Tradition ein: verleiht der biblischen Botschaft neues Leben, überbrückt die vermeintlichen Abstände zwischen Offenbarungszeit und Ge-

genwart, wirkt als Zeichen für die Aktualität, die liebende Nähe der wahren Welt in dieser sichtlosen Existenz. Oft wird himmlische Antwort erteilt auf offene Fragen einer Epoche, mit denen die Menschen nicht fertig werden: neue Keime werden der Kirche eingestiftet, die durch Jahrhunderte sich fruchtbar entwickeln ...

Falsch und ein ausgesprochenes Gemächte des Kleinglaubens ist die (heute besonders verbreitete) Vorstellung, die Kirchenzeit sei eine geschlossene Epoche nackten, sichtlosen Glaubens, und je weniger Durchbrüche vom neuen Äon her erfolgten, um so heilsamer, verdienstlicher und sicherer verlaufe die Glaubensexistenz. Wenn es wahr ist, daß die Kirche wie der Christ nie nach mystischen Gnaden verlangen soll, gleich als genüge die vor die Welt hingestellte Offenbarungsgestalt nicht, so ist es doch ebenso wahr, daß Gott sich nie minimalistisch an das Streng-Genügende hält, weil die ewige Schönheit sich selbst immer überschwinglicher und über jedes Fordern und Erwarten hinaus verschwendet und verstrahlt."

<sup>8</sup> Lexikon für Theologie und Kirche, Herder.

„Mystik ist ein unmittelbares, erfahrungsmäßiges Erfassen Gottes in seinem übernatürlichen Einwirken auf die Seele durch die höheren Seelenkräfte, das durch eigene Tätigkeit nicht willkürlich hervorgerufen werden kann, sondern allein von Gott ausgeht. Es ist die ‚eingegossene Betrachtung —“

„... Das artunterscheidende Merkmal gegenüber der Dogmatik ist, daß diese (übernatürlich bewirkte) Erfahrung, also gelebte Dogmatik ist ...“

„Theologisch ist Mystik ein bestimmt geartetes Einwirken Gottes auf die Seele, so, daß diese sich dessen unmittelbar bewußt wird, eine direkte erfahrungsgemäße Erkenntnis Gottes, die den Willen und die geistigen Gemütskräfte zu außerordentlicher Gottesliebe wecken. Die Grenze zwischen dem mystischen und nichtmystischen Gebetsleben ist das ‚Gefühl der Gegenwart Gottes‘.“

„... In einem Zustand, der gewöhnlich nur der leibgetrennten Seele eignet, wird sie sich ihrer selbst und damit auch des Wirkens Gottes in ihr unmittelbar bewußt.“

„Wahre Mystik ist gleichbedeutend mit dem Ziel der restlosen Hingabe an Gott — falsche ist gleichgesetzt mit

dem Erstreben selbstischer Zwecke, wie alle Formen der Magie.“

„Die Unterscheidung in Trinitäts-, Christus-, Braut-, Passions-, Sakramentsmystik usw. bedeutet eine bevorzugte Akzentlegung auf den bestimmten Gegenstand des mystischen Erlebens.“

° ebd.

„Die, bei den modernen Psychiatern und Religionspsychologen beliebten Versuche, Mystisches aus Unterbewußtsein, Erotik, Hysterie, psychischen und medialen Anlagen usw. zu verstehen (Krafft-Ebing, Max Nordan, W. James, H. Leuba u. a.), können im besten Fall Formen eines Mystizismus, aber nicht wirkliche Mystik, vor allem nicht übernatürliche Mystik erklären, weil die Wirkungen nie größer als ihre Ursachen sein können. Die übernatürliche Mystik ist erklärbar nur aus dem besonderen Gnadenwirken Gottes und der Eigenart der menschlichen Seele. Während die Erbsünde den Geist dem Sinnlichen und Körperlichen untertänig machte, ist die Mystik als Ausfluß der Erlösung die Anfangsstufe jener Umwandlung der erbündigen Unordnung, die ihre Vollendung finden wird in der seligen Anschauung und in der Pneumatisierung des Auferstehungsleibes.

Begleiterscheinungen wie Visionen, Ansprachen, Privatoffenbarungen, Reden in fremden Sprachen, Stigmatisierungen usw. können mit Mystik verbunden sein, gehören aber nicht zu ihrem Wesen. Es darf immer als Zeichen ihrer Echtheit angesehen werden, wenn sie in der Beschauung wurzeln. Kommen sie außer der Mystik vor, so sind sie charismatischen, mediumistischen oder dämonischen Ursprungs. Die Unterscheidung ist sehr schwierig.

*Das seelische Verhalten gegenüber dem Gnadenwirken ist von entscheidender Bedeutung!*

Mystik ist nichts anderes als der höchstmögliche Grad von Gottverbundenheit auf Erden.“

<sup>10</sup> Religionswissenschaftliches Wörterbuch, Hrsg. Kardinal DDR. Franz König, Herder, Freiburg 1956.

„In der Religionswissenschaft bedeutet der Begriff (der Mystik) bei strengerer Verwendung spezielle, das gewöhnliche Ichbewußtsein und die verstandesmäßige Erkenntnis übersteigende Erlebnisse einer im Innersten des

Geistes geschehenden oder gegebenen Vereinigung mit dem überempirischen Grund aller Wirklichkeit ...

Die theistische Mystik erwächst aus religiösen und philosophischen Voraussetzungen, für die die Transzendenz Gottes, sein wesenhaftes und substanzielles Anderssein dem Geschöpflichen gegenüber unantastbare Grundwahrheiten darstellen. Zugrunde liegt ihr das Verlangen des endlichen Geistes nach der höchsten Wahrheit und dem höchsten Gut, ein Verlangen, das zwar auf die Transzendenz abzielt, dessen eigene Realisierungsmöglichkeiten aber den Begrenzungen des geschaffenen Geistes unterworfen bleiben. Eine Vereinigung im höchsten Sinn kann darum nicht anders geschehen als durch ein gnadenhaftes Sich-Mitteilen Gottes, das die Unzugänglichkeit des menschlichen Geistes durch eine Teilgabe göttlichen Lichtes behebt ...

... Für die christliche Theologie liegt demgemäß die eigentliche Unterscheidung des Mystischen nicht in psychologisch faßbaren Formen der religiösen Erfahrung, sondern in der Weise der Offenbarung und des Sich-Gegenwärtigen Gottes. Ihr Begriff von Mystik besagt eine der menschlichen Initiative völlig entzogene Mitteilung und Eingießung einer höheren Form der Erfahrung der göttlichen Gegenwart und der Gottesliebe ...

... Die mystischen Erlebnisse sind von großer und verwirrender Mannigfaltigkeit. Die in allen Richtungen und bei fast allen Lehrern zu findenden Versuche, sie zu systematisieren und in eine feste Stufenfolge einzureihen, legen indes die Vermutung nahe, daß sie sich ihren wichtigsten Zügen nach gemäß einer gewissen, psychologisch bedingten Ordnung differenzieren. Die hl. Theresia und der hl. Johannes vom Kreuz unterscheiden folgende Formen der mystischen Beschauung: 1. Das *Gebet der Ruhe* besteht in einem passiven inneren Sich-hingezogen-Fühlen zu Gott, in dem die Seele Gott als ihr endgültiges und erfüllendes Ziel erlebt und in ihm von allem nach außen gerichteten Streben Ruhe findet. 2. Im Zustand der *einfachen Vereinigung* wird Gott im Innersten der Seele (in ihrer ‚Substanz‘) als gegenwärtig empfunden. Gott durchdringt die Seele gleichsam von innen her und leuchtet sie zu einer neuen, göttlichen Weise des Erlebens seiner Gegenwart. 3. Der Stand der *vollkommenen Vereinigung* (oder der *mystischen Vermählung*) ist gekennzeichnet durch eine im

Innersten geschehende übernatürliche Umwandlung. Die Vereinigung mit Gott wird habituell. Die vorausgehenden schweren Prüfungen haben die ganze Natur, auch die sinnlichen Seelenkräfte, so geläutert und gefügig gemacht, daß sie sich unter dem bleibenden Einfluß ihrer Gott-erfülltheit im harmonischen Gleichgewicht ihrer Kräfte entfalten kann.

Nach der Lehre des hl. Johannes vom Kreuz gehören zu den mystischen Erscheinungen außerdem die passiven *Reinigungen* (Nacht der Sinne und Nacht des Geistes), die das Werk der aktiven, asketischen Läuterung fortsetzen und vollenden. Sie reinigen die gefallene Natur bis in die Wurzeln ihrer Fehler und ihrer Ungefügigkeit gegenüber der göttlichen Gnade...

... Als *Besonderheiten* der christlichen Mystik sind hervorzuheben: 1. Sie wird von ihren rechtgläubigen Vertretern weder als ein um seiner selbst willen zu erstrebendes Ziel noch als ein notwendiges Mittel zur Erreichung einer höheren Vollkommenheit betrachtet. 2. Weil die mystischen Phänomene unmittelbar von Gott bewirkt und seinem Gnadenwillen gemäß mitgeteilte Erleuchtungen und Erhebungen sind, kann es keine aus eigener Initiative anwendbare Methode zur Herbeiführung mystischer Erlebnisse und Zustände geben. 3. Reinigung, Vergeistigung und Sammlung auf das Innere sind nicht, wie in der Mystik des Orients und in der Gnosis, mit pessimistischen oder dualistischen Doktrinen verknüpft. Die christliche Mystik bejaht das ganze Schöpfungswerk und sucht nicht eine endgültige Ablösung, sondern ein Verhältnis zum endlichen Sein, das ihrem Grundmotiv verinnerlichter, reiner Gottesliebe entspricht. Ihre Innerlichkeit besagt Sammlung und höchste Integration eines seine natürlichen Bezüge anerkennenden Seelenlebens; sie ist nicht, wie oft in den mystischen Schulen des Ostens, eine durch Verarmung und Entleerung des Bewußtseinslebens herbeigeführte Innerlichkeit.

*Natur und Weise* der mystischen Erkenntnis wird von den Theologen heute meist in dem Sinn erklärt, daß die begnadete Seele Gott nicht in reiner Unmittelbarkeit, sondern in und vermittelt der Gnadenwirkungen, die er in der Seele hervorbringt, erkennt und erfährt. Die mystische Erleuchtung hebt nicht über den Zustand des Glaubens hinaus; sie läßt aber die Gottgewirktheit der Akte des

Glaubens (und der Liebe) unmittelbar erfassen. Man kann daran zweifeln, ob diese Erklärung den höchsten Stufen der mystischen Schau gerecht wird. Die älteren Theologen und Mystiker (Augustinus, Thomas von Aquin, Ruysbroek und seine Schule) kennen auch eine direkte, rein intellektive Intuition des Wesens Gottes selbst, die als eine vorübergehende und unvollkommene Antizipation der *visio beata* gewährt wird. Aus allgemeinen theologischen Gründen ist daran festzuhalten, daß diese höchste Form der mystischen Gotterkenntnis, wie immer sie genauer zu bestimmen sei, nicht wesensgleich sein kann mit der Gottschau der Seligen." (Gezeichnet: B. Thum.)

<sup>11</sup> Hl. Johannes vom Kreuz, 1542–1591, spanischer Mystiker und Kirchenlehrer, der unter großen Widerständen und Schwierigkeiten gemeinsam mit Teresa von Avila den Karmelitenorden reformierte. Fest: 24. Nov.

<sup>12</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 1.

<sup>13</sup> ebd. S. 138.

<sup>14</sup> Hl. Vinzenz von Paul, geb. 24. April 1581 in Pouy, Frankreich, gest. 1660 in Paris. Organisator der neuzeitlichen Caritasarbeit und Begründer verschiedener Kongregationen (Lazaristen, Vincentinerinnen usw.).

<sup>15</sup> Zsolt Aradi, *Wunder, Visionen und Magie*, Otto-Müller-Verlag, Salzburg; S. 44.

<sup>16</sup> ebd.: „In der Rue du Bac, in Paris, erschien Maria Anfang des vorigen Jahrhunderts einer Vincentinerin, Katharina Labouré, und befahl ihr, eine Medaille prägen zu lassen, die als sogenannte *wunderbare Medaille* in aller Welt bekannt wurde.“

<sup>17</sup> ebd. Orte, wo Maria entweder erschien oder — wie in Syrakus — wo ein Marienbild weinte.

<sup>18</sup> Siehe, „Gott spricht“, Massimo-Verlag, Wien 1959; mystische Parabeln, Auszüge aus meinen Tagebüchern; hrsg. von Prälat Dr. André Combes.

<sup>19</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 613.

<sup>20</sup> Karl Stern, *Die dritte Revolution, Psychiatrie und Religion*, Verlag Deutsch, Salzburg; S. 184.

<sup>21</sup> Marie-Eugène OCD., *Ich will Gott schauen*, Thomas-Morus-Verlag, Basel 1955.

<sup>22</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 614, § 47.

„Die Erklärung durch das Unbewußte ist modern. Damit diese Erklärung wissenschaftlich ist, müßten zuerst die Grenzen des Unbewußten abgesteckt werden. Man stellt es aber im Gegenteil so dar, als ob es unbegrenzte Macht hätte. Und darin liegt der Sophismus, weil man so alles, wozu man Lust hat, erklärt. Wann immer ein supranormales psychologisches Geschehen vorliegt, erklärt der Unwissende es voll Sicherheit als Ausfluß der kleinen, unterirdischen Werkstatt unseres Geistes... Mit diesem simplen Vorgehen kann man das Übernatürliche leicht ausschalten. Ohne jeden Beweis behauptet man, daß jedes religiöse Gefühl und jedes religiöse Leben nichts anderes als die Entwicklung menschlicher Aktivität seien. Die Offenbarungen Pauli, die der alttestamentarischen Propheten und die der Heiligen werden auf Ausbrüche des Unbewußten zurückgeführt. Und das ist wirklich eine fruchtbare Theorie!“

<sup>25</sup> Konvertiten des XX. Jahrhunderts, Rex, Luzern.

<sup>24</sup> Josefa Menendez, Die Liebe ruft, Kanisius-Verlag, Freiburg.

<sup>25</sup> Gabriele Bossis, Lui et Moi, Beauchesnes; dt. Ausgabe: Er und ich. Geistliches Tagebuch. M. Grünewald, 1964.

<sup>26</sup> Poulain, Grâces d'Oraison, S. 194.

<sup>27</sup> ebd.

<sup>28</sup> ebd. S. 418, § 34.

<sup>29</sup> Thomas a Kempis, Nachfolge Christi, 3. Buch, 3. Kapitel, 3. Absatz.

<sup>30</sup> Poulain, Grâces d'Oraison, S. 54, § 82, Kap. 2.

<sup>31</sup> Ich möchte hier auf den ausgezeichneten Artikel im „Großen Entschluß“ (April 1963, XVIII. Jahrgang, Verlag Herold, Wien) verweisen. Pater Muschalek SJ. schreibt unter dem Titel „Meßopfer und Stille“ über die Schwierigkeit des verstehenden inneren Mitvollzuges der Messe. Es sei zur geflügelten Kritik geworden, vom „Rosenkranzbeten in der Messe“ zu sprechen und damit das Mittun zu meinen, das am Wesentlichen vorbeigeht.

„Die theologische Diskussion darüber, worin der Opfercharakter der Messe als solcher besteht und in welcher der kultischen Formen er sich ausdrückt, ist in ihrer Bunttheit der Theorien, die noch keine einhellige Auffassung geschaffen haben, ein Zeichen dafür, daß auch dem Gläubigen nicht leicht und deutlich gesagt werden kann, wie sein

religiöser Vollzug aussehen soll, wenn er dem Wesen des Meßopfers ganz entsprechen soll...“

Pater Muschalek spricht über den Wert der Bestrebungen, den äußeren Mitvollzug des Meßopfers neu zu gestalten. Jedes gemeinsame Gebet, jede Lesung, Verkündigung oder gemeinsame Körperhaltung können aber nur Hinführung sein, um den Gläubigen zum personalen, religiösen Mitvollzug zu bringen. Durch die äußere Form kann eine innere Haltung Wirklichkeit werden, aber sie muß es nicht. Ein „an sich“ geeigneter Ausdruck, der einem Menschen vorgegeben ist, kann ihn daran *verhindern*, die entsprechende seelische Haltung in sich hervorzurufen:

„Diese Überlegung trifft sich mit Beobachtungen, die man heute da und dort machen kann. Man kann Menschen antreffen, denen es zuviel ist, was ihnen an liturgischer Form der Mitfeier angeboten wird. Und diese sind nicht nur Menschen, die von vornherein mehr für das Alte als für das Neue sind, die eine gewisse Bequemlichkeit einer Meßgestaltung vorziehen, die alle Anwesenden zu einem gemeinsamen Tun und Beten zusammenschließt. Man hört von Gläubigen, die in einer deutschen Großstadt von Kirche zu Kirche wanderten, um noch eine stille Messe zu finden. Vollends unverdächtig dafür, daß sie nur am Alt hergebrachten bleiben wollen, sind die zahlreichen Jugendlichen, die immer wieder, nach gut und eindrucksvoll gefeierten Gemeinschaftsmessen, auch eine ‚stille Messe‘ verlangen. Die ‚Umfrage über das Gebetsleben des kirchentreuen Mannes‘ (siehe Geist und Leben, Nr. 32, 1959, S. 297–299) erbrachte einen erstaunlich häufigen Wunsch nach Stille im Gottesdienst. Auch aus Frankreich (vgl. Liturgisches Jahrbuch, a. a. O., Nr. 140) werden ähnliche Wünsche bekannt. Man sollte diese Wünsche ernster nehmen und ernsthafter überdenken, so möchten wir meinen, als dies gewöhnlich geschieht.

Der Wert eines gefeierten und mitgefeierten Meßopfers ist nicht allein durch die richtige bevollmächtigte Setzung der Zeichen dieses sakramentalen Opfers gewährleistet. Das dürfte durch die theologische Diskussion der letzten Jahre deutlich und in all seine Konsequenzen hinein entfaltet worden sein.

... Dabei (d. h. beim Glanz der neuen liturgischen Formen) wird aber übersehen..., daß es auch liturgische Ausdrucksformen gibt, die ‚an sich‘ dem heutigen Menschen

entsprechen und doch zu diesem Zeitpunkt und bei dieser Gruppe von Menschen störend und hemmend, also sinnwidrig, wirken können, und daß es einen Ausdruck im liturgischen Tun gibt, der allen anderen Formen des Wortes und der Geste entgegengesetzt ist, nämlich den der Stille.

Die Stille hat immer ihren Platz in kultischen Begehungen gehabt. Daß sie aber gleichwertiger, positiver Ausdruck eines verborgenen religiösen Vollzugs sein kann, der nach Ort und Zeit und Menschen mitunter die stärkere, dichtere, gefülltere und damit dem innersten Geheimnis auch des Meßopfers entsprechendere Ausdruckskraft hat, scheint nicht so selbstverständlich zu sein.

... Stille ist nicht das Fehlen des Lärmes, des Wortes, der Bewegungen. Stille ist etwas Positives. Man kann in die Stille eingehen wie in einen heiligen Raum, man kann sich von ihr durchdringen lassen und kann sie als die seine dann wieder weitergeben. Stille hat alle Merkmale eines echten menschlichen *Ausdrucks*. Daß in der Stille der Mensch seine höchste Aktualisierung finden kann, braucht nicht ausführlich dargelegt zu werden. Ein Hinweis auf die Rolle der Meditation in den Religionen, auf die Bedeutung der Einkehr und der Formen geistlicher Übungen in Einsamkeit und Schweigen kann genügen. Diese Verwirklichungen der Stille belehren uns auch, daß das Sich-selbst-Finden und die Selbstwertung in der Stille nicht eine individualistische Lebenssteigerung ist zum Schaden der Gemeinschaftsbeziehungen. Die Psychologie der Mystik hat gelehrt, daß in diesem höchsten Zu-sich-selbst-Kommen (das im Grunde ein Zu-Gott-Kommen ist) der Mensch in der gleichen Intensität die Gemeinschaft findet.

... Aus verschiedenen Gründen ist die Stille für den heutigen Menschen ein wichtigerer Raum und Ausdruck als in früheren Zeiten. Der Grund ist ganz einfach der ständig zunehmende Lärm unserer Städte (und auch schon der Dörfer). Es ist bekannt, daß er einen massiven und gefährlichen Angriff auf Gesundheit und geistige Leistungsfähigkeit des Menschen darstellt, ganz zu schweigen von der bedrohten Möglichkeit, aus der gesammelten Mitte seines Wesens zu leben und zu entscheiden.

... Es wird zum anderen deutlich, daß die Stille für den heutigen Menschen eine ganz neue Ausdruckskraft für sein Menschsein gewonnen hat ... (daher) erhält die Frage nach der 'stillen Messe' ein ganz anderes Gesicht. Es

wird sofort deutlich, daß es sich nicht darum handelt, eine vor der liturgischen Erneuerung üblich gewesene stille Messe vor dem Untergang zu retten. Die Meßfeier im Raum der Stille, um die es hier geht, ist etwas ganz anderes und insofern Neues, als nur der moderne Mensch ganz erfahren und wissen kann, daß Stille auch für seine Mitfeier des Meßopfers eine Kostbarkeit ist, die er sucht, die er festhalten muß als etwas, von dem er Leben und Gottfinden erhofft.

... Wer je in einer Großstadt eine Kirche betreten hat, mit dem Schließen der Tür das Lärmen und Rattern der Straße in ein dumpfes Rollen und Grollen zurückgedrängt hat und sich dann von dem Schweigen und der Sammlung der die Messe mitfeiernden Menschen aufnehmen ließ wie von einem Raum, in dem Stadt, Verkehr, Termine, Beruf unwichtig geworden sind, wie von einem Raum, der versprach, daß in ihm alles gut wird — wer dies erfahren hat, der weiß, worum es bei dieser Stille der Meßfeier, die so viele suchen, geht.

... Auf dem Höhepunkt der eucharistischen Feier muß alle liturgische Gestaltung den Menschen allein lassen. Es ist dort der Fall, wo der Mensch das Unsagbare seinem Gott sagen muß, jenes, das nicht mehr in Worte gefaßt werden kann, das auch nicht mehrere gemeinsam vollziehen können, die gesammelte Übergabe des Menschen an Gott.

... Es geht bei dieser bewußt gepflegten Stille in der Meßfeier um die Menschen einer reifen Religiosität, also sicher nicht um Kinder und auch nicht um jene Erwachsenen, denen erste Brücken des Verständnisses und der Mitfeier dieses heiligen Geschehens gebaut werden müssen.

... Neben der gut gestalteten Messe in Wort und Gesang scheint jene Messe eine große Bedeutung für diesen inneren Zugang zu haben, in der die Stille einen großen Raum einnimmt, so daß sie zum zentralen Ausdruck (und nicht nur zu einer 'Pause') wird. Beide Formen der Meßfeier sind aufeinander bezogen: Der verständnisvolle und innerliche Zugang wird nicht erschlossen ohne die 'Gemeinschaftsmesse'; umgekehrt besteht für diese die Gefahr, den innersten Mitvollzug des einzelnen zu überdecken oder zu erschweren, wenn nicht immer wieder die große Stille in der Feier der Eucharistie des 20. Jahrhunderts — fast möchte man sagen: zu Worte kommt."

<sup>32</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 70, § 3; weiter heißt es dort: „Der wesentliche Unterschied zum Gesammeltsein im gewöhnlichen Gebet besteht darin, daß sich Gott im mystischen Gebetszustand nicht mehr damit begnügt, dazu zu verhelfen, an ihn zu *denken*, daß er sich nicht mehr begnügt, zu helfen, damit man sich seiner Gegenwart *erinnert*, sondern daß er uns von seiner Gegenwart ein erfahrungsmäßig intellektuelles Wissen gibt. Er läßt uns, mit einem Wort, fühlen, daß wir wirklich in Verbindung mit ihm stehen.“

In den untergeordneten Gebetszuständen (im Gebet der Ruhe) läßt Gott das allerdings nur auf unklare Art spüren. Je tiefer die Unio ist, desto offenkundiger wird es.“

<sup>33</sup> ebd. § 8.

<sup>34</sup> Josefa Menendez, *Un appel à l'Amour*, Apostolat de la Prière, Toulouse.

<sup>35</sup> Vgl. Angela von Foligno, *Leben*, 20. Kapitel.

<sup>36</sup> Vgl. S. 166 und 188.

<sup>37</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 335 f.

<sup>38</sup> ebd. S. 338.

<sup>39</sup> Ich nehme an, daß damit die Einschaltung eigenen schlußfolgernden Denkens gemeint ist, das die Offenbarung überspielt, weil der eigene Gedanke logischer wirkt.

<sup>40</sup> Johannes vom Kreuz, *Aufstieg zum Berge Karmel*, I, II, 19. Kapitel.

<sup>41</sup> Giovanni Battista Scaramelli SJ., 1687–1752, *Anleitung zur mystischen Theologie*, Venedig 1754, dt. Ausgabe 1855/56.

<sup>42</sup> Poulain, *Grâces d'Oraison*, S. 339.

<sup>43</sup> ebd. S. 345, § 3.

<sup>44</sup> ebd. S. 344 und 347.

<sup>45</sup> ebd. S. 160–162.

<sup>46</sup> Vgl. ebd. S. 375.

<sup>47</sup> Verlag Herold, Wien 1962.

<sup>48</sup> P. Girolamo Moretti, ein bedeutender Graphologe, spezialisierte sich mehr als 40 Jahre lang auf die Deutung von Handschriften Heiliger und gab eine „graphologische Hagiographie“ heraus; er erhielt die Schriften zur Begutachtung, ohne zu wissen, wem sie gehörten.

„In der Schriftanalyse kommen die *menschlichen* Voraussetzungen und Aussichten zur Darstellung. Das Zeugnis der Biographen hingegen lautet oft anders.“ Vom heiligen Franz Borgia zum Beispiel sagt der Graphologe: „Mit einem starken Geltungsbedürfnis drängt er nach dem Besitz der Macht. Unter seiner Introvertiertheit leidend, sucht er in der Herrschaft über andere sein Ich zur Geltung zu bringen.“

Das galt wohl für den Herzog von Gandia und Vizekönig von Katalonien. Aber „nachdem er in den Jesuitenorden eingetreten war, befahl Borgia ausdrücklich, ihn weder Herr noch Fürst zu nennen. Es machte ihm Freude, wenn er sich in der Demut üben konnte“.

Borgia war überaus jähzornig und vergalt eine Beleidigung sofort. Als Ordensmann aber erkannte niemand mehr, wann er zornig war, wozu nach seinem eigenen Zeugnis „fast ständig Gelegenheit war“. Über Franz von Sales aber heißt es gar, „die geringste Unregelmäßigkeit konnte ihn aus dem Gleichgewicht bringen. Legte er sich keine Zügel an, könnte er zum Sklaven seiner Erregungszustände werden, die dazu neigen, sich in Verbindung mit seinem Jähzorn so zu steigern, daß der Schreiber schließlich alle guten Geister zu vertreiben droht“. Sein Biograph jedoch schreibt, daß „in Wirklichkeit in ihm alles so geordnet, so von der Klarheit Gottes erfüllt war, daß ihm nicht die geringste Unbeherrschtheit anzumerken war“.

Sagt nicht Paulus „alles vermag ich in dem, der mich stark macht“? (Phil. 4, 13).

Aus Morettis Analysen erhellt, „daß die Heiligen, von ihrer natürlichen Veranlagung her, Menschen sind wie wir alle auch, mit charakterlichen oder geistigen Mängeln, Willensfehlern, dunklen Neigungen und dämonischen Trieben“.

Eine Klosteroberin fände es bedenklich, müßte sie die Schriftenanalyse einer Kandidatin lesen, wie sie über Therese von Lisieux gemacht wurde:

„Sie ist so eindrucksfähig, daß jedes freudige oder schmerzliche Erlebnis sie aus dem Gleichgewicht bringt, um sie am Ende einer seelischen Erschöpfung auszuliefern. Kommen ihr die Mitmenschen nicht mit freundlicher Absicht entgegen, nehmen sie gar gegen sie Stellung, gerät sie leicht in eine große innere Erregung und Unruhe... Voller Mitgefühl für die Sorgen und Nöte der Menschen,

hat sie ein starkes Verlangen, zu helfen. Wenn sie sich in guten Werken betätigt, erwartet sie freilich auch, daß ihre Wohltaten mit Dankbarkeit belohnt werden.

Irgendwo unbeachtet im Hintergrund zu stehen, ertrüge sie nicht. Die Menschen sollen von ihr sprechen, ihre Geistesgaben bewundern, ihr dankbar sein, kurz, sich irgendwie mit ihr beschäftigen. Wenn sie andere auch nicht um ihre Erfolge beneidet, so steht sie selbst doch gern an erster Stelle.“

Und das ist dieselbe heilige Therese, die von den Dämonen wegen ihrer übernatürlichen Demut so gehaßt wird! (S. 12–14.)

Den Grund zu diesen wunderbaren Metamorphosen sieht der Autor mit Recht in der Hilfe des Heiligen Geistes:

„Ein Schiffer rudert seine Barke mühsam Schlag um Schlag vorwärts. Nun fällt jählings ein frischer Wind in die Segel. Und das Schiff, das bisher trotz aller Anstrengung kaum von der Stelle gekommen, fliegt augenblicklich über die Wellen und schießt in Sturmeseile dem fernen Ziel zu.“

Das ist sicherlich wahr. Trotzdem kann es aber gut sein, daß das liebe Ich in diesem vom Heiligen Geist dahingewirbelten Lebensschiff seekrank wird ...

<sup>49</sup> Lukas 10, 38–42: „Auf ihren Wanderungen kamen sie in einen Marktflecken. Eine Frau namens Martha nahm sie in ihr Haus auf. Sie hatte eine Schwester, Maria mit Namen, die sich dem Herrn zu Füßen setzte und seinen Worten lauschte. Martha zeigte große Geschäftigkeit in der Bedienung. Sie trat hinzu und sagte: ‚Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester die Bedienung mir allein überläßt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen.‘ Der Herr gab ihr zur Antwort: ‚Martha, Martha, du machst dir Sorge und Unruhe um viele Dinge. Eines tut not; Maria hat den besten Teil erwählt, er wird ihr nicht genommen werden ...‘“

<sup>50</sup> Die Heilige Schrift des Neuen Bundes, herausgegeben von Alexander Zwettler, Verlag Veritas, Wien-Linz.

<sup>51</sup> Vgl. Berchmans Egloff, Ich — heilig werden?, Räber-Verlag, Luzern, S. 59–64:

„Gott wartet auf uns gerade dort, wo wir nach seinem Willen leben und wirken. Wo aber Gott ist, da kann er sich der Seele mitteilen. Seinem treuen Diener, der ihn liebt

und seine Liebe durch Erfüllung des göttlichen Willens beweist, dem wird Gott sich schenken: ‚Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt, und wer mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden und auch ich werde ihn lieben und mich ihm kundtun‘ (Joh 14, 21).

Wenn sich uns Christus in seinem Heiligen Geiste kundtut, dann sind unsere kleinlichen menschlichen Berechnungen überholt.“

<sup>52</sup> Poulain, Grâces d'Oraison, XII. Kapitel, § 4 und Fußnote 2.

<sup>53</sup> ebd. S. 158; Poulain zitiert hier Dr. Goix, Annales de Philosophie chrétienne, Juni 1896.

<sup>54</sup> Louis Chardon OP., ca 1595–1651, La Croix de Jésus, 1647, Neuausgabe bei Editions du Cerf, Paris 1937.

<sup>55</sup> Petitot OP., Sainte Thérèse de Lisieux, une renaissance spirituelle, Desclée, Paris.

<sup>56</sup> ebd. S. 28–32.

<sup>57</sup> Siehe auch „Novissima Verba“ (eine Sammlung von Aussprüchen der hl. Therese vom Kinde Jesus während ihrer Todeskrankheit), Datum vom 3. August 1897.

<sup>58</sup> ebd.

<sup>59</sup> Chardon, La Croix de Jésus, S. 261–265.

<sup>60</sup> ebd.: „Das Unmögliche reizt solche Menschen, die Schwierigkeit ist ihr Element, das Paradoxe dient zum Ansporn. Sie finden da ihr Glück, wo die anderen aus Verzweiflung Schiffbruch leiden. Nicht die Vernunft leitet sie, sondern die Liebe. Es ist nicht erstaunlich, daß sie zuerst das Ziel sehen, bevor sie sich um die Mittel, es zu erreichen, kümmern. Sie behaupten, daß man, wenn die Liebe jemanden antreibt, nach keinen Vernunftgründen suchen darf. Man kann keinen gesunden Menschenverstand verlangen, wo Leidenschaft tobt (A quoi bon de demander du jugement)! Die Vorsicht muß schweigen, wo der Feuereifer heiliger Freude alles fortreißt, und wo der Eifer herrscht, muß jede Zurückhaltung völlig verboten bleiben ...“

<sup>61</sup> Poulain, Grâces d'Oraison, S. 161.

<sup>62</sup> ebd.

<sup>63</sup> Vgl. Das Leben der heiligen Theresia von Jesu, hrsg. von A. Alkofer, Kösel, München, S. 265 und 268, § 10.

<sup>64</sup> ebd.

<sup>65</sup> Vgl. ebd. Anhang: Gutachten von P. Petrus Ibanez über den Geist der heiligen Teresa. S. 511.

<sup>66</sup> ebd. vgl. 30. Kapitel, S. 284.

<sup>67</sup> Vgl. Theresia von Jesu, Weg der Vollkommenheit, 3. Hauptstück.

<sup>68</sup> ebd.

<sup>69</sup> Vgl. Theresia von Jesu, Seelenburg.

<sup>70</sup> Theresia von Jesu, Leben, 28. Hauptstück.

<sup>71</sup> Theresia von Jesu, Seelenburg, VI. Wohnung, 9. Hauptstück.

<sup>72</sup> Theresia von Jesu, Leben; vgl. 29. Hauptstück, § 1, § 3, sowie 39. Hauptstück, § 23, § 24.

<sup>73</sup> Vgl. auch das Erlebnis mit dem Feuerpfeil.

<sup>74</sup> Theresia von Jesu, Seelenburg, VI. Wohnung, 9. Hauptstück.

<sup>75</sup> ebd. VI. Wohnung, 3. Hauptstück.

<sup>76</sup> Theresia von Jesu, Weg der Vollkommenheit, 4. Hauptstück, Fußnote.

ELISABETH MARNEGG

## Man kann ruhig darüber schreiben ...

### Gotteserfahrungen heute

Manche Themen sind tabu; so zum Beispiel die persönliche Begegnung des Menschen mit seinem Schöpfer. Die Angst, durch ungefüge menschliche Worte etwas zu zerstören, ist hier so groß, daß man lieber schweigt. Und doch — mitunter wäre so manchem Suchenden geholfen, würde der Gläubige den Mund auf tun ...

Eine derartige Hilfe will dieses Buch sein speziell für jene, denen Gott vielleicht unmittelbarer begegnet als anderen. Mystische Gnaden sind kein Privileg vergangener Jahrhunderte.

Reportageartig — die Autorin war viele Jahre als Journalistin tätig — wird hier eigenes und auch fremdes Erleben wiedergegeben und in einem „Interview“ mit der großen Mystikerin Teresa von Avila die grundsätzliche Stellungnahme zusammengefaßt. Ein Buch, das die herkömmlichen Schemata nicht zur Kenntnis nimmt, sondern ruhig darüber schreibt ...

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN